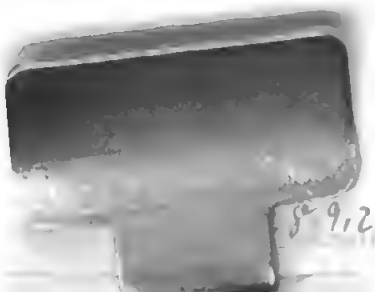
Dr. Adolf Köster

Wandernde Erde

Kriegsberichte aus dem Westen

Library
of the
University of Wisconsin


S 9,22,
Digitized by Google

Wandernde Erde

Von Adolf Köſter ſind bei
Albert Langen erſchienen

Die bange Nacht
Roman 2. Auflage

Die zehn Schornſteine
Novellen 2. Auflage

Der Tod in Flandern
Kriegsnovellen 7. Auflage

Brennendes Blut
Kriegsnovellen 5. Auflage

Die ſtille Schlacht
Kriegsberichte 2. Auflage

Mit den Bulgaren
Kriegsberichte 2. Auflage

Wandernde Erde
Kriegsberichte

Die Sturmſchar Falkenhayns
Kriegsberichte

Wandernde Erde

Kriegsberichte aus dem Westen

von

Dr. Adolf Köster
Kriegsberichterstatter

Albert Langen, München 1917

Copyright 1917 by Albert Langen, Munich

283520
JUL 16 1924
F0826
.K84

Inhalt

	Seite
Wieder im Westen	7
Aus dem Tagebuch eines Verdun-Kämpfers	7
Unter den Mauern von Fort Vaux	10
Regiment in Ruhe	14
Schwere Granaten auf Fort Vaux	17
In der weißen Woevre	19
Luftschlachten	22
Die Schlacht im Caillettewalde	23
Nacht vor Verdun	26
Dorf hinter der Front	29
Feuer auf Höhe 304	32
Farbige Franzosen	34
Flug an die Front	38
Minenkrieg bei Givenchy	41
Ein Sturm auf den Vimyhöhen	43
Nach dem Angriff	46
Im Sappenkopf an der Lorettohöhe	49
Krieg im deutschen Land	52
In den südlichen Vogesen	55
Ein Blick auf Belfort	58
Am Schweizer Zipfel	60
Die Engländer greifen bei Hooge an	62
Siegreicher Gegenstoß der Sachsen	66
Kurze Kampfpause	69
Die Deutschen erobern Höhe 50	71
Ein Gegenangriff und eine neue Sprengung	74
Die Nacht im Eiskeller	77
Der Brauer und der Clerk	79
Hinter der Sommefront	82
Trommelfeuer und Gasangriffe	84
Der englische Ansturm	87
Der Kampf um Ovillers	89
Südafrikaner an der Somme	92
Der Heldenkampf der Artillerie	95
Heiße Schlacht	98
Die Schlacht am Sternenwald	101
Saint Quentin	106
Das Ringen an der Römerstraße	109
Die Schlacht im Nebel	111
Holsteiner vor Estrée	115
Maschinengewehre bei Deniecourt	117
Das Lob des Einzelnen	120
Marsch auf Douaumont	124
In den Kasematten von Douaumont	127
Wandernde Erde	130

Digitized by Google

Wieder im Weſten

Großes Hauptquartier, April 1916.

Heute morgen gegen 3 Uhr paſſierte der Nachtzug hinter Metz die alte Grenze. Die bleichen Silhouetten der Hausruinen von Audun de Roman ſtarrten ins Fenſter des abgedunkelten Abteils. Man kann nicht ſchlafen. 30 Kilometer ſeitwärts liegt Douaumont. Man horcht. Mitten auf der Strecke ein kleiner Aufenthalt. Es regnet. Man hört ein heiſeres Grollen, ein Knurren, ein abgeriſſenes weitentferntes Orgeln. Das iſt Verdun. Im ganzen ſerbiſchen Krieg war ſolche Muſik nicht zu hören.

Wieder in Frankreich. Über der Maas liegt weißer Nebel. Die Ardennen werden grün. Ein Motorfahrer raſt durch den Morgen. (Wenn unſere Soldaten dieſe Straßen auf dem Balkan gehabt hätten!) Frühling auch hier — der zweite franzöſiſche Kriegsfrühling. Die Wieſen werden bunt. Kirſchen und Pfirſiche blühen. Soldaten mit Flieder am Helm. Auf den Gräbern in Belgien wächſt zum zweiten Male junges Gras.

Im alten Quartier — alles wie früher. Nur hinter unſerem Hauſe die Schuttwieſe iſt reicher geworden durch den Winter. Mehr Frauen und Kinder als ſonſt wühlen ſuchend in den Abfällen der Stadt. Sonſt alles wie früher. Die Züge rattern über die Brücke. Der Steinbruch liegt tot da. In der Maas faulen die halbverſunkenen Kähne weiter. Ich fragte die Waſchfrau nach Verdun. Die Leute ſind gleichgültiger geworden. — „Wann kommt der Friede?“ fragte die Waſchfrau.

Krieg auf dem Balkan — Krieg in Frankreich. Am erſten Tage iſt einem hier oben der Atem benommen. Da unten paßt der Krieg noch ſozuſagen in die Landſchaft — der Komitadſchis, der Dorfkämpfe, der ewigen Aufſtände. Hier oben im Lande der intenſiven Ackerwirtſchaft, der Schwerinduſtrie, der hochentwickelten Stadtkultur — man geht durch die Straße, man ſteht auf dem Bahnhof, man ſieht aus dem Fenſter — anders als in Niſch und Monaſtir blickt einen hier der Krieg aus allen Dingen an — gedrückter, ſchmerzlicher.

Aus dem Tagebuch eines Verdun-Kämpfers

Großes Hauptquartier, 20. April 1916.

Am 22. Februar ſtoßen wir aus der Linie, in der wir über ein Jahr gelegen hatten, gegen den Herbewald vor. Letzte Nacht haben wir alle kaum geſchlafen. Vom „Kap der guten Hoffnung“ beobachte ich unſer Artilleriefeuer. Ununterbrochenes Trommeln auf die feindlichen Stellungen, die kaum antworten. Plötzlich Stille. Eine Offiziers-

patrouille des ...ten Regiments wird vorgeschickt, um südlich des Waldes die Wirkung unserer Artillerie festzustellen. Sie kommt heil zurück. Das Trommeln beginnt aufs neue. Eine Stunde. Zwei Stunden. Alles bei uns ist parat. Die Leute stehen auf dem Sprung — vollbehangen mit Handgranaten. Es wimmelt hinten in den Deckungen von Reserven. Auch unsere unterirdischen Stollen für die Verwundeten sind fertig.

Der Sturm beginnt. Die ersten Meldungen laufen ein. Drei Kompagnien haben vom „Kap der guten Hoffnung" aus den Nordrand des Herbewaldes erreicht. Der Wald selber schauerlich befestigt. Besonders hält eine Reihe von Blockhäusern auf, die nur teilweise eingeebnet waren. Während der ganzen Aktion fortdauerndes starkes Artilleriefeuer unsererseits nach hinten.

Am 23. Februar geht der Sturm weiter. Auch der Ostrand des Herbewaldes hatte unter unserer Beschießung nur teilweise gelitten und mußte kämpfend genommen werden. Die Schlucht hinter den Blockhäusern voll von Maschinengewehren. Hinter Höhe 280 ein völlig abgeschnittenes französisches Maschinengewehr, das sich bis zuletzt heroisch verteidigte. Unser Angriff dehnt sich auf den Kuschgraben aus, der den Herbewald und den Bois de Ville verbindet. Auf all diese Gräben und Gehölze haben wir ein Jahr lang hingestarrt.

Am 24. Februar nach schweren Kämpfen den Südrand des Herbewaldes erreicht. Vormittags 10 Uhr Verbindung mit dem ... Korps hergestellt. Unter starkem feindlichen Feuer Angriff gegen Ornes (zirka 1000 Einwohner groß). Von den zwei Grabenstellungen, die vom Südostrand des Herbewaldes nach Ornes (östlich) und nach dem Chaumewald (westlich) führen, wird zuerst — mittags 2 Uhr — der westliche genommen und dadurch Ornes vom Westen her fast abgeschnitten. Die Stadt ist gegen Nordosten durch starke Vorstellungen und fünf Reihen von Hindernissen gut geschützt. Unser Angriff geht konzentrisch vom Westen und Südwesten, von Nordwesten gegen den Bahnhof und von einer dritten Abteilung zwischen Bahnhof und Mühle gut voran. Um 10 Uhr 15 Minuten ist der Ort von drei Seiten umzingelt und wird mit Hurra und Trommelschlag genommen. Teilweise heftiger Widerstand in den Straßen und Häusern. Trotzdem sind eigene Verluste gering. 264 Gefangene, zwei schwere Geschütze, zwei Maschinengewehre, ein Schanzzeugpark erbeutet. Der Gegner war zum großen Teil nach Bezonvaux entflohen. Unter den Gefangenen eine halbe französische Sanitätskompagnie nebst zwei Ärzten. In der Straße links der Kirche lag ein von Granaten erschlagenes altes Ehepaar.

Am 25. Februar vormittags in Ornes gelegen. Die Franzosen haben in der Nacht Maucourt und das kleine gleichnamige Gehölz geräumt (direkte Folge der Einnahme von Ornes). Mogeville ist gestern von uns besetzt. Daselbst ein Friedhof gefunden, unter dessen Kreuzen gut ausgebaute Unterstände festgestellt wurden.

Für den Nachmittag des 25. Angriff gegen das Dorf Bezonvaux angesetzt — südlich von Ornes. Auch dies Dorf an der Nordseite besonders gut befestigt. Abends um 7 Uhr wieder von drei Seiten umstellt. Erbitterter Widerstand. Was nicht geflohen, im Handgemenge niedergerungen. Bei geringen eigenen Verlusten (Gott sei Dank) machten wir 3 Offiziere, 1 Arzt und 385 Mann zu Gefangenen. Beute: 4 schwere Geschütze, 1 Revolverkanone, 10 Maschinengewehre. Der Prozentsatz der Leichtverwundeten ist überraschend und erfreulich groß. Die Franzosen beginnen, unsere hinteren Linien stärker als sonst zu beschießen. Abends spät gute Nachrichten. Rechts von uns sind Beaumont, Samogneux, Champneuville und Louvemont genommen. Oberst D. auf dem Gefechtsstand: „Unsere Leute sind wie Adler und Löwen."

Am 26. Februar. Der Angriff geht weiter. Wir erklettern allmählich die Côte. In der Nacht wird der Sturm auf das Werk Bezonvaux vorbereitet. Auf den Höhen östlich des Dorfes Feldartillerie in Stellung gebracht zur Unterstützung des Angriffs. Schweres Feuer liegt stundenlang auf dem Werk. Morgens 6 Uhr treten die Truppen zum Sturm an. Ein Bataillon in der Schlucht westlich des Werkes. Ein Bataillon links umfassend. Major S. mit den Lothringern am Ostrand des Waldes von Hardaumont. So von allen Seiten bedroht, bricht die Widerstandskraft der Besatzung schnell zusammen. Die Franzosen fliehen aus dem Werke unter Zurücklassung einiger Gefangener. In einem Keller des betonierten Werkes 20 verwundete Franzosen mit einem älteren Arzt, der fließend Deutsch sprach. Das Werk selber, fast unversehrt, gehört schon zum eigentlichen Festungsgürtel von Verdun.

Immer weiter. Noch am selben Tage Sturm auf das Werk von Hardaumont. Weit schwieriger als bei Werk Bezonvaux. Verteidigung aus gut vorbereiteten Stellungen, die jede unserer Bewegungen flankieren. Besonders gut eingebaute Maschinengewehrstellungen in den Blockhäusern westlich des Forts. Trotzdem glücklich vorwärts bis an den Südrand des Waldes von Hardaumont. Mit Unterstützung der Feldartillerie schieben wir uns unter harten Kämpfen und Verlusten nach und nach bis 100 Meter nahe ans Tor heran. Hier stockt Angriff. Üble Lage. Plötzlich schlägt eine unserer schweren Granaten 5 Meter vor dem Fort ein. Das gibt drüben den Ausschlag. Die weiße Flagge geht hoch. Unsere Leute dringen in das Fort durch Drahthindernisse von 40 Meter Breite ein. Ein Offizier und 120 Mann — der Rest der Besatzung — werden gefangen gemacht. Noch am selben Abend stoßen wir bis zum Zickzackgraben südöstlich des Forts durch. Um 7 Uhr abends sind alle Stellungen bis zum Vauxtal in unserer Hand. Gleichzeitig bestätigt sich das Gerücht, das III. Korps habe Fort Douaumont genommen. Auf dem Fort nur ein Oberfeuerwerker gefangen, der dort 12 Jahre Dienst tat. Auch links von uns in der Woevre bauen die Franzosen ab. Was bedeutet das?

Am 27., 28. Februar Ruhe. Ich war vorn im Hardaumontwald

und sah von einem Beobachtungsbaume das Fort von Vaux unter unserem Feuer liegen. Wir graben uns ein, bis vorn und rechts die Lage geklärt ist. Abends und am Morgen des 29. beginnen die Franzosen eine starke Gegenaktion. Von 5 bis 7 Uhr stärkstes Trommelfeuer. Ich lasse alle Verwundeten weiter nach hinten bringen. Angriff zum Stehen gebracht und abgeschmiert. Unser äußerster Graben rechts vorn bleibt der „Zickzackgraben". Gegenüber der französische „Busengraben" — so genannt nach zwei halbrunden Vorsprüngen des Grabens, auf die unsere Leute mit Vorliebe und unter kräftigen Witzen schießen. Starkes französisches Feuer auf all unsere Gräben. Heute morgen in der Aufnahmestellung drei tote Essenträger im Schnee. Schnee und Mondlicht kosten uns viele Menschen.

1., 2. März. Ich werde nach Dieppe und dem Chênewald gerufen. Auch dort immer stärker werdendes Sperr- und Streufeuer auf unsere hinteren Zugänge. Über dem Chênewald wird ein feindliches Flugzeug abgeschossen und kommt im Gleitflug nieder. Von den Insassen ist der Flieger heil, der Beobachter hat Schenkelschuß. Ein Sanitäter vom Feldartillerieregiment Nr. ... eilt hinzu und will den verwundeten Gegner abseits tragen. Im selben Augenblick beginnen die Franzosen ihr eigenes Flugzeug zu beschießen. Der dritte Schuß sitzt. Das Flugzeug brennt. Unser Sanitäter wird von einer Stichflamme erfaßt und getötet, der französische Beobachter aber gerettet.

3. März. Wieder zurück nach vorn. Die Wege sind grundlos. Gestern kühner Umgehungsversuch der Franzosen gegen unsere Gräben am „Pfeifenkopf". Hauptmann K. gefallen mit dem Gewehrkolben in der Hand. Heute früh wunderbarer Sonnenaufgang unten in der Woevreebene. Man sagt, daß wir in den nächsten Tagen gegen Fort Vaux angesetzt werden.

Unter den Mauern von Fort Vaux

Großes Hauptquartier, 25. April 1916.

Soeben kehre ich von der im Heeresbericht des 9. März erwähnten ruhmbedeckten Posener Reservedivision zurück und kann über die denkwürdigen Vorgänge dieses Tages und die augenblickliche Lage um Fort Vaux folgendes mitteilen:

Am Abend des 8. März befand sich die gesamte nördlich des Forts Vaux auf einem Berge gelegene Hardaumontstellung in unserem Besitz. Diese stark befestigte und mit einem Ouvrage gekrönte Stellung fällt in Terrassen nach Süden ab. Auf den Terrassen wächst Wein. Zwischen der Hardaumontstellung und der Kuppe mit dem Fort liegt eine Senke, durch die der Vauxbach und längs ihm eine schmalspurige Vizinalbahn zieht. An dieser Bahn liegen von rechts nach links ein Bahnwärterhaus, ein zerschossenes Gasreservoir und

die Station des Dorfes Vaux. Das Dorf Vaux — ein echtes Straßendorf — versteckt sich im westlichen Teil der Senke, die sich hier zu einer waldigen Schlucht verengt. Rechts vom Dorfe leuchtet der braune Steinbruch auf, der unsern Leuten so schwer zu schaffen machte. Am westlichen Ausgang des Dorfes stößt man auf den Vauxteich. Hier gabelt sich die Landstraße. Ein Teil führt links durch den Fumin- und Chapitrewald nach dem Fort Souville. Ein anderer zieht rechts am Ostrande des Caillettewaldes hinauf nach dem eroberten Fort Douaumont. Am Abend des 8. März standen wir am Fuß des Hardaumontberges, der hinter uns lag. Vom Dorf Vaux besaßen wir noch kein einziges Haus. Aus dieser Stellung wurde für die ersten nächtlichen Morgenstunden des 9. März der Sturm durch die Senke und Schlucht hinauf aufs Fort befohlen.

Der Berg, der das Fort Vaux trägt, liegt ungefähr 300 Meter über dem Meeresspiegel und fast 100 Meter über der Talsenke. Er steigt in trockenen Weinbergterrassen ziemlich steil an. Das Plateau, auf dem das Fort selber liegt, ist kahl, endet jedoch am südlichen Ausgang des Kernwerks in einem Wald, dem Bois de Montagne.

Selbstverständlich waren die Weinbergterrassen, die es zu stürmen galt, in den anderthalb Jahren des Krieges mit allen Mitteln befestigt. Dieser Sturm würde etwas anderes werden als der berühmte Sturm auf die Spicherer Höhen — das sagte sich jeder, der vom Hardaumontberge hinüber auf das steile Treppenwerk des Vauxberges sah. Dazu kam, daß diese Weinbergterrassen und das Vorgelände des Forts offen im Flankenfeuer des Gegners lagen. Sowohl vom Südosten, von Damloup her, wie vom Westen, aus dem oben genannten Caillettewalde her, konnte der Feind die offen daliegenden Zugangsflächen zum Fort unter das Strich- und Streufeuer der Maschinengewehre und Geschütze nehmen.

Diesen ungeheuren Schwierigkeiten zum Trotz entschloß man sich zum Sturm auf die Höhe. Nach heftiger Artillerievorbereitung, die sich sowohl auf das Fort und seine Abhänge wie auch auf die noch wichtigeren Flankierungsfeuerstellungen des Gegners erstreckte, wurde von den beiden Reserveregimentern 6 und 19 bald nach Mitternacht der Vauxbach überschritten. Und zwar ging Reserveregiment 19 am rechten, Reserveregiment 6 am linken Flügel vor. In dünnen Schützenschleiern, die bei mäßigem Abstand einander folgten, stießen die beiden Regimenter über die Acker und Wiesen der Senke sowie über den Bahnkörper und die Landstraße vor, überrannten so im Dunkel der Nacht das Vorgelände des Forts und waren bald am Fuße der Weinbergterrassen angelangt. Bei diesem Vorgehen streifte der rechte Flügel die Eingänge des Dorfes Vaux und besetzte sie mit einigen Kompagnien. Danach begann der Sturm auf die Weinberge.

Dieser verzweifelte Kampf von Terrasse zu Terrasse ging im letzten Dunkel der Nacht und im Morgengrauen des anhebenden Tages vor sich. Von unseren Stellungen am Hardaumontberge konnte das

Ringen in den Weinbergen zeitweise genau beobachtet werden. Raketen und Fallschirmleuchtkugeln stiegen auf. In ihrem bleichen Lichte sah man die vorderste Kette unserer Stürmer höher und höher rücken. Ein junger rheinischer Bankbeamter, der auf dem Hardaumont an seinem Beobachtungsrohr saß, schildert mir, wie die krachende, aufblitzende Linie unserer Handgranatenwerfer von Trichter zu Trichter vorwärts drang — bald geschlossen, bald zerfetzt, bald in großen Kurven — eine Leistung von so überragender Größe, daß vor ihr kein Wort der Ehrfurcht zu heilig ist.

Die Franzosen waren vorbereitet. Aber dieser tollkühne Handstreich auf die ganze Bergstellung war ihnen doch eine Überraschung. So kam ihr flankierendes Artillerie- und Maschinengewehrfeuer erst nach und nach zur vollen Entfaltung. Aber die Besatzung des Abhanges selber kämpfte aus den zahllosen Gräben mit Löwenmut. Terrasse für Terrasse ward unsern durch Draht- und Steinhindernisse aufdrängenden Stürmern streitig gemacht. Nichtsdestoweniger stießen sie allmählich dem Rande des Plateaus näher und näher. Besonders auf dem linken Flügel ging es flott vorwärts. Das hier kämpfende Bataillon hatte als erstes den Rand der Fortkuppe erreicht. Das Kernwerk des Forts rechts liegen lassend, drang es im heute sogenannten Fingergraben unaufhaltsam bis an das oben erwähnte, schon südlich des Forts gelegene Gehölz Bois des Montagnes vor, wo es sich eingrub. Etwas langsamer erreichten die übrigen Bataillone den Rand. Das lag an dem wilden Flankierungsfeuer, das die Franzosen gerade von dieser Seite aus — gedeckt im Caillettewald sitzend — auf unsere Bataillone zu schleudern vermochten. Trotzdem war ungefähr um 6 Uhr morgens, als die Sonne aus der roten Woevreebene ihren Aufstieg begann, das Fort in einem Halbbogen, der von Norden über Osten nach Süden zog, umstellt. Die äußerste Sturmstellung zog sich in einer Entfernung von etwa 100 Metern um das Kernwerk herum.

Von dieser äußersten Sturmstellung aus wurden nun im Laufe der nächsten Stunden weitere Angriffe gegen das Kernwerk unternommen. Dieses Kernwerk, ein Trapez, das von einer südwestlichen Basis nach Nordosten in die Ebene schaut, war in seinen Außenteilen schon damals von unserer schweren Artillerie arg zugerichtet. Mir haben Photographien vorgelegen, die die teilweise Zerstörung seiner Mauern und Deckungen deutlich zeigen. In dieses angeschossene Fort stürmten nun Teile unserer vordersten Kompagnien hinein. Sie gerieten mit der Besatzung, deren Verbindung nach hinten nicht abgeschnitten war, in wütende Handgranaten- und Bajonettkämpfe. Im Verlaufe der hin- und herwogenden Nahkämpfe in und um das Fort konnte dieses selbst auf die Dauer nicht gehalten werden. Aber ebenso scheiterten alle Versuche des Gegners, unsere Halbkreisklammer um das Fort zu erschüttern. Erst nach 11 Uhr ebbten diese Kämpfe ab. Ihr Resultat war, daß unsere vorderste Sturmstellung in 100 Meter

rings um die Hälfte des Forttrapezes unerschüttert stand, daß dagegen das Kernwerk selber in der Hand des Gegners blieb.

So wie unsere Stellung auf der Fortkuppe von Vaux in jenen heißen Morgenstunden des 9. März von den tapferen Reserveregimentern 9 und 16, in denen sich Schlesier, Polen, Hanseaten und andere Landesgenossen zusammenfanden, errungen ward, so sieht sie auch heute noch aus. Wir liegen in Bogenform unter der Fortmauer — vom Kernwerk 100 bis 200 Meter entfernt. Unser linker Flügel schiebt sich in dem sogenannten Fingergraben ziemlich weit um die südöstlichste Ecke des Kernwerks herum. Dieser Graben ist uns und dem Gegner gemeinsam. Nur ein paar Sandsackpackungen trennen uns von ihm. Das Fort selber liegt dauernd unter Feuer. Wiederholte Photographien des Forts beweisen, wie es nach und nach von unseren großen Kalibern umgepflügt wird.

Gänzlich verändert, und zwar zu unseren Gunsten, hat sich seit jenem 9. März unsere ehemalige Stellung zwischen Fort Vaux und Hardaumont. Damals hatten wir vom Dorf Vaux nur den Ostrand im Besitz. In schweren Kämpfen eines anderen Regiments aus dem Divisionsverbande sind wir zu Herren des ganzen Dorfes geworden. Auch der Steinbruch nördlich des Dorfes ist in unserer Hand.

Die Lage unserer Truppen auf den ungeschützten Terrassen des Vauxberges ist eine der exponiertesten der ganzen Verdunfront. Das Flankierungsfeuer hat nicht aufgehört, sondern sich im Laufe der Zeit bedeutend verstärkt. Zu den Maschinengewehren und kleinen Kalibern sind gut eingeschossene Steilfeuergeschütze getreten. Aus den Stellungen hinter dem Fort poltern täglich schwere Minen in unsere Gräben. Das Antlitz des einst blühenden, anmutigen Berges ist heute ein Wirrwarr von Beulen und Narben.

Große Beschwerden verursacht die Zufuhr von Trinkwasser. Der Berg selber ist gänzlich trocken. Bei Regenwetter ist jede kleinste Pfütze — im Trichter, in der Zeltbahn, wo immer sich ein paar Tropfen sammeln — wertvoll. Vor dem Heldentum der einzelnen Männer, die hier oben sechs Tage vorn in der äußersten Sturmstellung gelegen haben, verstummt der Mund der Reporter und Dichter.

Tag und Nacht prasseln alle Kaliber auf Gräben, Wege, Trichter — auf Lebende, Tote und Verwundete. Hier ist der einfache Essenträger, der unverletzt sein kostbares Gut nach vorn bringt, ein großer Mann. Noch größer der andere, der neben seiner eisernen Last getroffen zur Erde sinkt. Warmes Essen ist hier wichtiger als die schönste Erbauung. In den ersten schweren Tagen hat man Hartspiritus nach vorn geschafft. Unter den Rändern der Granattrichter wärmten sich die Soldaten ihre eiserne Ration.

Alle ethischen und logischen Maßstäbe entgleiten, wenn man diese Menschen sieht und hört. Sie hocken Tag und Nacht in den grauen Falten der Erde — eingeschmiegt wie gejagte Hasen. Werden sie

morgens getroffen, so müssen sie bis zur Nacht liegen bleiben, denn wer ihnen helfen wollte, wäre nach drei Metern Vorwärtskriechen erledigt. Auch Einbuddeln ist hier schwerer als anderswo. Denn in diesen Weinbergterrassen stößt man überall auf Stein, und die Erde liegt kaum einen halben Meter tief. Hat man je von Menschen gehört, die ihre natürlichsten Bedürfnisse nicht befriedigen können, weil ihnen Minen und kleine Kaliber in die Parade fahren? Hier unter den Mauern von Vaux ist ein Büschel Gras, ein Stein, ein zerknickter Weinstock von höherem Werte für jede einzelne Menschenseele als alle Kulturgüter von Westeuropa. Diese Männer verfluchen den Mond, der nachts durch die Wolken tritt und die Landschaft mit seinem milden Licht übergießt. Denn seine Helle bedeutet den sicheren Tod für so und so viele Kameraden.

Regiment in Ruhe

Großes Hauptquartier, 30. April 1916.

Ostern im April. Ein Lothringer Dorf. In den Gärten blühen Kirschen und Birnen. Im Pfarrhof flötet die Amsel. Alle Straßen sind sauber geputzt. Auf den Wiesen vor dem Dorf stehen die Bagagewagen des Regiments in schnurgerader Linie. Die Knaben und Mädchen ringsherum. Aus der Schenke ertönt Singen. Auf einer Wagendeichsel sitzt ein einsamer Musketier rauchend in der Sonne. Neben ihm kräht ein Hahn. Ein Unteroffizier mit seiner eben angekommenen Frau biegt vom Bahnhof um die Ecke. Die Frau hat ein erhitztes Gesicht. Die Mittagsglocke schlägt 12 Uhr. Von fernher rollt der Donner von Verdun. Aber so leise — das Lied der Amsel übertönt ihn.

Das sind die Vaurkämpfer, die hier seit einigen Tagen in Ruhe liegen. Sie stürmten die Weinberge am Fort und lagen tagelang auf den offenen Terrassen im Minenfeuer der zähen Verteidiger. Schon seit zehn Tagen sind sie aus jener Hölle abgerückt. Aber sie zogen langsam und allmählich — von Dorf zu Dorf — immer ein wenig ferner diesen Orten des Grauens. Denn wenn sie zu plötzlich in dieses Paradies versetzt worden wären, vielleicht hätte dieser oder jener den Verstand verloren.

Ist dies ein Paradies? Es ist ein armes Dorf — mitten im lothringischen Industriegebiet. Die vielen italienischen Schilder an den Läden zeigen die Menge billiger fremder Arbeitskräfte an, die hier im Frieden schafften. Es ist ein richtiges Arbeiterdorf — ein wenig kahl, ein wenig bäurisch noch — aber für die Soldaten, die hier seit vorgestern liegen, ist es ein Paradies. Denn hier sind alle Häuser heil und ungeschoren. Seit Monaten sahen diese Männer kein unzerstörtes Dorf. Und in den Gärten hier wird gebaut — auf dem kleinen Bahn-

hof drängen sich Menschen in bürgerlicher Kleidung — der blaugekleidete Briefbote schiebt die gelbe Postkarre vor sich her — in den Wirtschaften gibt es Bier — und auf der Straße hört man deutsche Kinderworte: „Ringel, Ringel, Rosen — Schöne Aprikosen." Ist das kein Paradies?

Man ist nicht mehr in Frankreich — man ist in Deutschland. Man geht auf eine richtige deutsche Postagentur und kann direkt an Muttern telegraphieren. Man geht zum Krämer, der deutsch spricht und bezahlt mit richtigen Groschen alles, was man haben will. Man wohnt in einem richtigen Haus; es regnet nicht durchs Dach; man schläft vielleicht in einem Bett; man kann sich waschen — langsam, feierlich; man kann in Pantoffeln auf der Hausschwelle sitzen und mit der Frau von nebenan ein paar gleichgültige Worte reden. Ist das kein Paradies?

Drei Wochen soll das Regiment — die ganze Division — in Ruhe liegen. Drei Wochen — der General hat es selber gesagt. Und da man im richtigen Deutschland und in keiner Festung liegt, warum sollen die Frauen nicht auf Besuch herkommen? Schon am ersten Tage geht das Telegraphieren los. Am zweiten kommen die ersten Frauen an — aus Lothringen, aus der Pfalz, vom Rhein. Am ersten Ostertag ist der Mittagszug überfüllt — alles einfach, dunkel gekleidete Frauen. Sie hängen glücklich am Arm der Männer und verschwinden in den einzelnen Häusern. Ist denn Platz genug da? Platz in Hülle und Fülle. Denn über 20 Dörfer ist die Division verteilt — damit alle Platz haben und sich richtig und mollig ausruhen können. So hat der General es selber gesagt. Und auch seine Frau wird kommen, die Frau des Generals — und die Frau des Stabsarztes ist schon da und geht im Garten des Pfarrhofes spazieren — und die Frau des Adjutanten wird für heute abend erwartet. Sie bringt einen Sohn mit von vier Monaten, den der Vater noch nicht kennt — auch ein Dienstmädchen und einen Kinderwagen und eine Badewanne. Warum nicht eine Badewanne? Das Regiment wird drei Wochen hier liegen — drei lange Frühlingswochen. In allen Häusern liegen die Mäntel der Soldaten aufgeweicht im Seifenwasser. Morgen sollen sie gebürstet und ausgeschlagen werden — mit dem Schlagholz nach alter lothringischer Sitte — und übermorgen sollen sie zum Trocknen auf die Leine.

Alles hat sich so gut eingerichtet. Im Schulhaus, das der Osterferien wegen leer steht, ist das Geschäftszimmer aufgeschlagen. Mit ein paar Drähten hat man sich in das große deutsche Telephonnetz eingehängt. Es wird viel gesprochen — aber immer nach hinten. Die Fäden nach der Front sind wie abgeschnitten. Wie wenig spricht man überhaupt von vorn, von den furchtbaren Tagen, die so kurz und vergangen sind. Nachmittags in der Kneipe und bei den singenden jungen Burschen, die noch für keine Frau zu sorgen haben — niemand redet von den Schreckenstagen des März, von den toten Freunden, die ihr

Ostern unterm Rasen feiern — niemand will daran erinnert werden. Sie wollen trinken und singen — oder rauchen oder schlafen oder allein sein. Wie Genesende sind sie — ganz allmählich lösen sie sich, werden frei, können denken, reden, werden Menschen wie wir.

Abends wird das ferne Grollen etwas stärker. Aber niemand kümmert sich darum. Alle Häuser sind erleuchtet — in allen Zimmern ist festliches Licht.

Da kommt vom Nachbardorf, wo der General liegt, ein Radfahrer herangejagt. Er springt vor dem Schulhause ab. Der Stab sitzt schon beim Essen. Er kommt am Pfarrhaus vorgefahren. Man redet gerade über die Schönheit unserer heimischen Buchenwälder. Der Radfahrer tritt ein und gibt oben am Tisch den Befehl ab. Der Regimentskommandeur setzt den Kneifer auf — alles ist still— dann sagt der Oberst ruhig: „Morgen früh 8 Uhr die erste Staffel zum Verladen fertig an der Bahnhofsrampe — zweite Staffel 12 Uhr — dritte Staffel 4 Uhr — Ziel unbekannt."

Das Abendessen war schnell zu Ende. Um 8 Uhr war im ganzen Dorf noch alles fröhlich. Drei Wochen in Ruhe — der General hat's selber gesagt — Gott, wird das gut tun — drei, drei Wochen lang. Um 9 Uhr aber wußte jedermann, was morgen los war. Da saßen sie — mit ihren Träumen, ihren Frauen, ihren eingeweichten Mänteln, mit ihrer Badewanne. Das Geschäftszimmer war plötzlich ein krabbelnder Ameisenhaufen. Überall brannte bis spät noch Licht. Aber es schien einen anderen, einen festlosen Glanz zu haben. Nur aus der Wirtschaft klangen die Lieder der Burschen noch weiter: „Drum, Mädchen, weine nicht — sei nicht so traurig — wisch dir die Träne aus dem Angesicht."

Am andern Morgen regnete es. Die Vollbahn lag drei Viertelstunden weit vom Dorfe weg. Die erste Staffel zog im Morgengrauen ab. Die zweite stand um 10 Uhr marschfertig in der Hauptstraße. Das ganze Dorf war versammelt. Viele Frauen weinten. Die Männer hatten abgehärtete Gesichter. Einige von den jungen scherzten. Andere sagten: „Wer hat das denn glauben können — drei Wochen Ruhe — gibt's ja gar nicht." Musik war nicht da. Den ganzen Vormittag strömte der Regen auf die gelbrote lothringische Erde. Dann marschierten sie ab. Voran der Bataillonskommandeur — auf der schwarzen „Lotte", deren durchnäßtes Fell im Regen glänzte. Dann die Männer — mit ihren gelben Päckchen, die am Tornister und Gürtel hingen, von denen viele schon weich vor Nässe waren. Und dann die Bagagewagen, hochräderig, eben frisch gesäubert — und schon wieder voll von neuen gelben Spritzern. So bewegte sich der Zug zum Dorf hinaus, auf der langen, geraden Chaussee, die mit hohen Pappeln zu beiden Seiten bewachsen ist. Niemand wußte wohin — die Jungen nicht, die Alten, der Hauptmann nicht — auch nicht der General.

Schwere Granaten auf Fort Vaux

Großes Hauptquartier, 2. Mai 1916.

Am Rande eines Waldes — gut versteckt: Tische, Stühle, Scherenfernrohre, Karten, Telephondraht — ein General, sein Stabschef, Hauptleute, Adjutanten, Ordonnanzen. Die Morgensonne scheint durch das grüne Dach. Die Vögel schütteln sich und singen. Drüben auf Fort Vaux sollen heute morgen Granaten schwerſten Kalibers gelegt werden.

Da liegt das Fort — auf der braunen durchpflügten, durchlöcherten Höhe — ein hell sich abhebender niedriger Steinbau —, hier und da mit dunklen Schußlöchern —besonders die Mitte der Stirnseite ist scheinbar durchbrochen. Aber am rechten Schulterpunkt steht noch ein dunkler Panzerturm — am östlichen Kehlpunkt ein zweiter — beide scheinbar unversehrt. Fort Vaux ist in natürlich gewachsenen Fels eingelassen — das dortige Bataillon oder Regiment liegt sicher tief unten im Felsenbau — eine schwere Aufgabe selbst für unsere größten Kaliber.

Pünktlich zur angegebenen Stunde — bis auf die Sekunde genau —donnert der erste Abschuß zu uns herüber. Ob von links, von rechts, ob über unsere Köpfe hinweg — niemand weiß es. Aller Augen sind auf das helle Viereck des Forts gerichtet. Die Luft stöhnt, jammert und wimmert. Da — eine Riesengarbe, braun, gelb — eine haushohe, gezackte, gefahnte Erdfontäne steigt gerade zum Himmel auf — hundert Meter links vom östlichen Schulterpunkt. Wie sie seitwärts zusammenfällt, verhüllt sie die ganze Kuppe — Qualm, Rauch und gelbe Schwaden ziehen nach allen Seiten ab. Eben tauchen die ersten Umrisse des Forts wieder auf, da leuchten drei, vier rote Flammen platzender Schrapnells über der Kehle auf. Jetzt erst kracht der Einschlag an unser Ohr. Er bricht sich an den hinter uns liegenden Moselhöhen und verrollt langsam in der Ferne.

Eine lange Pause. Telephongespräche schwirren von den Fesselballons zur Feuerzentrale, von hier nach den Gefechtsständen, nach den Batterien. Die Flieger, welche über dem Fort kreisen, melden ihre Beobachtungen. Es wird gemessen, gefragt, abgeschätzt. Alles fertig? Eine fürchterliche Stille.

Ein Maikäfer surrt um das Scherenfernrohr. Ein Frosch quakt. Ein weicher warmer Wind zieht von den Wiesen her, auf denen die Sonne liegt... Jetzt senkt sich das Riesenrohr des Geschützes nach hinten — die Eisentür klappt auf — langsam schiebt sich der eiserne Zuckerhut nach vorn — die Tür schlägt zu — das Rohr erhebt sich zum Sprunge. Und drüben in dem zerpflügten Felsenberge hocken Hunderte von Menschen, angstvoll, lauernd, fürchtend — das, was hier neben uns der Gefechtsstand mit allen Fasern heiß herbeiwünscht.

Der zweite Schuß sitzt dicht vor der Stirnseite. Mit ihm zugleich

gehen zwei andere Mittelkaliber auf das östliche Anschlußwerk des Forts nieder, wo eine Batterie aus einem für sich stehenden Betonwerk schießt. Wieder folgen dem Einschlag einige aufblitzende Schrapnellschüsse. Der Zweck ist klar. Sollte jemand von der Besatzung — erschüttert durch die Wirkung unserer Großkampfgeschütze — zu fliehen versuchen, er würde unter dem heißen Regen der Schrapnells zu Boden sinken. Krieg ist — die absolute Vernichtung des Gegners.

Bis jetzt schweigen die Franzosen. Ab und zu steigt aus dem Hardaumontwald eine dünne Fahne auf — kleine Kaliber von einer französischen Eselsbatterie. Anscheinend ist der Gegner im unklaren über unsere Absichten. Auch beim dritten und vierten Schuß schweigt er noch. Dann aber öffnet er plötzlich alle seine Schlünde. Er fürchtet offenbar einen Sturmangriff aufs Fort und legt daher zwischen Vaux und Damloup eine dichte Sperrkette von Feuer jeden Kalibers. Man unterscheidet keinen Abschuß und keinen Einschlag, keinen einzelnen Ton mehr. Als ob du auf der tiefsten Saite einer Baßgeige sinnlos hin- und herstreichst, so brummt, grollt, dröhnt es von der Côte herüber.

Aber unsere große Batterie läßt sich nicht stören. Jetzt arbeiten zwei Großkampfgeschütze. Dicht hintereinander schlagen sie ein. Der eine hinter der Kuhle am „Bergwald". Der andere — ein Volltreffer, der erste Volltreffer. Mitten hinein in die weißliche Steinmasse. Kein Zweifel möglich. Der ganze Gefechtsstand bricht in Jubel aus. „Da — sehen Sie?" — „Was? Was ist das?" — „Wieviel?" — „Ne ganze Menge! Sehen Sie doch!" — „Wahrhaftig! Franzosen!" — „Sie laufen. Der arme Kerl." — „Der läuft ja zu uns. Schwupp! Da hat sie's gepackt!" Wieder blitzen die roten Flammen über dem Fort auf. Und wenn die Gläser nicht getäuscht haben, sind soeben eine Reihe angstvoll flüchtender Franzosen getroffen worden.

So geht es weiter. Schuß auf Schuß. Der Gegner weiß nicht, was er tun soll. Er hat sein Sperrfeuer wieder eingestellt. Aber als unsere Mittelkaliber einmal etwas lebhafter werden, bekommt er wieder Mißtrauen. Und nun beginnt er unsere Stellungen dicht unter dem Fort wütend zu beschießen. Das sind die berüchtigten Weinbergterrassen von Vaux. Von weitem sieht man nichts als eine braune aufgewühlte Sandmasse, Loch an Loch, eine Kraterlandschaft wie im Monde, jetzt aber im hellen Tageslicht. Hie und da leuchten Spuren von Stollen und Gräben auf. Bis dicht vor das Kernwerk laufen dünne Fäden parallel — ihre Köpfe arbeiten aufeinander los — unsere vordersten Sappen. In dieses Gewühl von Sand und Stein, in welchem unsere Brüder und Söhne hausen, jagen nun die Eisenzentner des Gegners hinein. Fahne an Fahne, Zypresse an Zypresse — quellen die dunklen Einschläge auf. Vielleicht sind diese Gräben unbesetzt, vielleicht liegen nur einige Posten vorn. Aber wer weiß das? Genau so wie oben auf der Kuppe hüllt sich jetzt hier am Abhang alles

in Rauch und Erde und gelbe Schwaden. Der ganze Berg wird lebendig und speit an allen Enden Dreck und Feuer. Feind und Freund ist kaum zu scheiden. Nur die Riesengarben unserer Großkampfbatterie auf der Kuppe sind zu erkennen — zerfetzte, zerfleischte Arme eines Riesen, der aus der Hölle herauf in die Erde droht.

Den ganzen langen Tag dauert dieses tödliche Hin und Her. Manchmal ebbt es ab — nur unsere planmäßige Beschießung des Felsenforts setzt nicht aus. Manchmal greift das Feuer über auf alle Wälder der Côte, auf unsere letzten Verbindungen nach hinten. Dann kracht es in Damloup und Mogeville, im Tillawald und gegen Ornes. Alle östlichen Forts von Verdun, die „Hohe Batterie" von Souville und die dicken Schiffsgeschütze weit hinten beginnen zu brüllen, und minutenlang liegt der Wald von Caillette unter dicken, gelben Gaswolken, die um so sicherer töten, je langsameer sie abziehen.

In der weißen Woevre

Großes Hauptquartier, den 6. Mai 1916.

Vor ein paar Wochen noch war dieses ganze Land hier zwischen Maas und Mosel eine zähe gelbe Schmutz- und Schlammasse. In den Wäldern brachen Pferde und Wagen tief in den durch langen Regen aufgeweichten Boden. Auf den besten Landstraßen lockerte sich der Stein. Tiefe Pfützen erschwerten unsern Kolonnen den Vormarsch. Die Wälder wurden undurchdringlich — nicht nur durch Feuer und Drahtverhau, sondern auch durch Sumpf und Morast. Da gab es Waldstellungen, zu deren vorderster Linie man nur barfuß gelangte — bis an die Knie im Lehm watend — denn die Stiefel blieben im Schlamm stecken.

Heute fegt ein trockener Wind über die Woevre. Wolken von weißem Staub jagen durch die Straßen und Dörfer. Das junge Grün auf den Bäumen und Gärten in der Nähe der Kolonnenwege ist bedeckt mit einer weißen, grauen Staubschicht. Noch sieht man an den Bäumen links und rechts, wie der Dreck im Februar und März hier einen Meter hoch gespritzt ist. Heute liegt eine weiße, graue Mehldecke auf den Wagen und Pferden. Mancher Reiter und Kutscher ist weiß wie ein Müllerknecht.

Auf der schnurgeraden alten Heerstraße von Longuyon nach Etain fliegt unser Wagen durch die Nacht. Rechts aus den dunklen Wäldern des Horizonts schießt ab und zu die rote Stichflamme eines Mündungsfeuers. Dörfer und Städtchen, die an uns vorüberhuschen, strekken ihre verstümmelten Mauern müde in das Morgengrauen, das langsam von Osten naht. Klotzige Dampfwalzen, die am Wege stehen, erwachen, werden geheizt, rauchen und beginnen kreischend, grollend ihr Tagewerk. Verschlafene, verstaubte Gestalten tauchen aus

den Häuſern, den Zelten, den Wagen hervor — wandernde Fragezeichen dieſer Tage der bangen Erwartung. Wenn unſer Wagen an einer der vielen Paßkontrollen hält, hört man das Feuer von Verdun. Auch das Feuer erwacht mit dem anbrechenden Tage — in allen Wäldern und Senken rechts wird es lebendig — krachend, fauchend, jubelnd. Über den Rücken eines Hügels im grauen Dämmerlicht zieht ein ſchwarzer Reiter. Die Vögel ſchlagen ihre Flügel und ſchmettern ihr Lied. Im Oſten ſteigt die Sonne auf. Es iſt der 1. Mai.

Vor einem Walde halten wir. Dichter, aber ſchlechter, ungepflegter Baumwuchs. Der Wald iſt durchquert von hundert Pfaden. Alle Pfade ſind Knüppeldämme. Vor ein paar Wochen lagen ſelbſt dieſe mühevoll gezimmerten Knüppeldämme unter Waſſer und Moraſt. Der Wald iſt lebendig. Hütten, Baracken, unterirdiſche Betonhäuſer ſchauen rechts und links aus dem grünen Dickicht. Im vorigen Jahre lag der Wald dicht hinter der Front — immer im drohenden Feuer. Alles, was man baute, baute man vorſichtig, leiſe, unruhig. Das iſt heute anders. Seit dem 21. Februar ſind die Franzoſen weſtlich bis an und auf die Côte geworfen. Heute wird hier ein luftiges Häuschen neben das andere geſetzt. Die damals ſpärlichen Gärtchen dehnen ſich aus. Man pflanzt und zimmert ungeſtört, unbeſorgt wie in einer Laubenkolonie.

Der helle Tag breitet ſich über die ſtaubige Straße und gelben Acker der Woevre aus. Auf allen Seiten ſteigen jetzt die Feſſelballons hoch. Unten an der Erde hilfloſe, ungeſchlachtete, beängſtigende Quallen. Aber je höher ſie ſteigen, deſto ſchlanker, zweckvoller, ſelbſtſicherer ſehen ſie aus — wie die Sonne auf ihnen liegt — vier große, ruhige, ſilbergraue Augen. Und gleich nach den Feſſelballons klettern die Flieger hoch. Sechs weiße, ſurrende Falken mit blitzenden Metalleibern. Sie haben eine beſondere Aufgabe. Oben angelangt formieren ſie ſich zu einer langen Kette und fliegen langſam in runden Zickzacklinien die Front der vier Feſſelballons ab. Sie ſind die beweglichen, ſchützenden Trabanten der großen gefeſſelten Brüder. Sie fliegen vor und zwiſchen und hinter ihnen auf und ab. Den ganzen Tag ſingt die Luft von ihren Motoren.

Wir wandern durch eine Ferme. Eine Minenwerferabteilung liegt hier in Ruhe. Die Ferme iſt längſt zuſammengeſchoſſen. Aber ſie iſt aufgeräumt — eine ſaubergeputzte Ruine. Aller Schutt liegt in der Mitte aufgeſtapelt, wo ſonſt der große Miſthaufen dampft. Der Acker verwildert rings herum. Zwei Pflüge roſten im Unkraut. Eine Dreſchmaſchine verfault — eine von dieſen grauſamen Tretmühlen, die unſere heimiſchen Ackerpferde glücklicherweiſe nicht mehr kennen. Im Innern der Ruine lagern die Minenwerfer. Die Poſt iſt eben ausgeteilt. Einige ſitzen in der Sonne — über ihre Briefe gebeugt. Aus dem leeren Kuhſtall flitzt eine Schwalbe.

Endlich haben wir unſer Ziel erreicht. An einem Waldrand ſteht eine kleine Hütte. Vor uns liegt plötzlich das ganze öſtliche Kampf-

feld von Verdun in der Sonne ausgebreitet. Da liegen die Wälder und Dörfer und Kuppen, deren Namen uns alle, von Libau bis Salonik, deren Schicksal die ganze Welt gefangennahm. Da liegt, alles überragend, die baumlose gelbe Kuppel von Douaumont — die dunkle Schlucht von Vaux, Vaux selber, das Fort, eine breite, graue, pockennarbige Höhe — der lange Wald von Hardaumont, zerfetzt, düster, als wäre ihm die Lust zum Grünen vergangen — da liegt unterhalb von Vaux, weißleuchtend in der Sonne, das steinerne Meer von Damloup, über dem die berüchtigte „Hohe Batterie" noch immer feuert. Ganz hinten schneidet den Horizont die Silhouette des Caillettewaldes ab — ganz vorn zeigen Drahtverhaue und verlassene Gräben unsere alten Stellungen vor der Offensive an. Weiße Schloßruinen in einem zerschossenen Parke sollen einst der Sitz der Familie Poincaré gewesen sein.

In der kleinen Hütte sitzt ein Vizewachtmeister am Scherenfernrohr. Zwischen seinen Karten vergraben liegt ein Essayband von Oskar Wilde. Wir lassen die deutschen Stellungen von Vaux eine nach der andern durch das runde Sehfeld gleiten. Es ist noch eine Stunde Zeit. Dann müssen wir vorn auf dem Gefechtsstand sein. Auf Vaux sollen heute schwere Granaten geworfen werden. Wir sitzen auf der Treppe des kleinen Holzhauses und warten. Frösche quaken im Sumpf. Eine Grasmücke flötet über uns. Die Blätter der Buchen sind so jung, so grün, so weichgefiedert wie damals, als es Frieden war...

Plötzlich klackern Maschinengewehre in der Luft. Wir fahren auf. Der ganze Himmel über Douaumont und Vaux ist voll von weißen, runden Wölkchen, die wie gefüllte Ringe eines geschickten Rauchers ganz allmählich zerfließen. Und bald haben wir die feindlichen Flieger im Glase. Es sind zwei weiße, leicht erkennbar und fast zu verwechseln mit den unserigen, und ein dritter, ein seltsamer Typus, riesengroß, mit einem braunen Körper und zwei durchsichtigen Flügeln, kein Vogel, sondern eine Libelle, ein garstiges Insekt. Sie haben sich in ziemlicher Höhe an unsere Ballons herangeschlichen und beginnen kühn auf sie zu feuern, just in dem Moment, wo unsere Sperflieger hinten abseits liegen. Aber keine Minute dauert es — das unaufhörliche Feuer unserer Maschinengewehre und Abwehrgeschütze hielt sie ohnedies in würdiger Höhe und Abstand — da kommt die Kette unserer Luftpolizisten herangeschossen — sie schwärmen auseinander — zwei Fokker sind deutlich zuvorderst zu erkennen — unsere Geschütze stellen das Feuer ein — die Luft klingt von sieben Motoren — alles steht und hält den Atem an. Werden die drei den Kampf aufnehmen?

Nein — plötzlich biegen sie ab. Das Insekt in der Mitte, die beiden Weißen seitwärts — fliehen sie in schnurgerader Linie rückwärts, ihrer Front zu, unsere sechs hinter ihnen her — die beiden Fokker jetzt weit vornliegend. Aber auch diese erreichen nichts. Bald ballen sich weiße Wölkchen der Franzosen um ihre Apparate und sie

kehren um. Sie ſammeln ſich. Sie bilden ihre lange Kette wie am Anfang und fliegen wieder langſam an der Front der grauen großen Brüder auf und ab.

Luftſchlachten

Großes Hauptquartier, 10. Mai 1916.

Nicht von Fliegerkämpfen iſt hier die Rede. Es gibt noch andere Luftſchlachten in dieſem Kriege. Sie dauern Tag und Nacht. Geräuſchlos und unſichtbar werden ſie geſchlagen. Sie kennen keine Grenze, keine Front, keinen Raum, ſie kennen kaum eine Zeit. Du ſtehſt auf einem Berge, am Strand des Meeres. Über dir in den Lüften ringen drei, vier Gegner zugleich. Erbittert, mit allen Mitteln des Verſtandes, der Kunſt der Überredung, der Entſtellung, der pſychologiſchen Technik. Und von dieſer Luftſchlacht merkſt du gar nichts.

Auch dieſe Luftkämpfe der drahtloſen Telegraphie ſind ein Novum dieſes Krieges. Sie ſind erſt während des Krieges zu dem gewachſen, was ſie heute bedeuten. Jeder kriegführende Staat ſchlägt ſeine Schlachten doppelt — auf dem Felde draußen mit Blut und Eiſen gegen lebende Soldaten — und dann noch einmal in der Luft, vom Funkenturm, auf dem Papier, für die Verbündeten, für die Neutralen, gegen laue Freunde und mißtrauiſche Gegner. Jede der großen Kriegsmächte hat mindeſtens eine Funken-Großſtation für dieſe tägliche internationale Luftſchlacht organiſiert.

Da hat ein tapferes Regiment — ganz gleich, welcher Nationalität — bei Verdun ein Dorf erobert. Eine abgeſchloſſene, blutige Leiſtung — eine Tat, an der nicht zu rütteln iſt. Zweierlei Schickſal kann ſie haben. Kommt ſie nicht auf den Funkenturm, dann bleibt ſie zunächſt tot — für das eigene Volk, für die ganze Welt. Wird ſie der Erwähnung für würdig erachtet, dann fliegt ſie im nächſten Augenblick von den Funkentürmen Europas über alle ziviliſierten Länder der Erde. In Pommern und Kalifornien, Montevideo und Singapore denken kleine und große Leute plötzlich alle an das Dorf und die Soldaten. Dieſer blutige Dorfſieg beſticht den Börſenjobber in Brooklyn und hilft dem oberſchleſiſchen Bergmann vielleicht über eine üble Stunde hinweg. Nie iſt die Welt ſo klein geworden wie durch dieſe Funkentürme.

Die Schacht im Caillettewalde

Vor Verdun, 2. Juni 1916.

Himmelfahrtstag, 1. Juni. Wir sitzen mittags links der Maas in einem verschlafenen Dorfe. Eine Sägemühle singt aus der Ferne — eine Kleinbahn klingelt — auf den heuduftenden Wiesen arbeiten Frauen mit weißen Kopftüchern. Zwei Turkos werden verhört, die eben übergelaufen sind. Erschöpft — stumm — mit ihren braunen wulstigen Lippen, ihrem roten Fez, ihrer gutturalen Aussprache des Französischen — sitzen sie da, schielen nach dem Kamp hinüber, wo die Franzosen arbeiten, und geben auf alle Fragen einfältige und widersprechende Antworten. —

Plötzlich surrt das Telephon: Täh—tatäh—tatäh. Das Oberkommando ruft. Ich höre Bruchstücke: „Caillettewald — an 2000 Gefangene — sofort ans Ostufer fahren zum Verhör." — Ein Sieg — ein großer Erfolg südlich Douaumont — an der schlimmsten Ecke der ganzen Verdunfront. Im Nu sind die beiden Farbigen entlassen. Der französische Unteroffizier mit der Marokkomedaille führt sie ab. Eine halbe Stunde später sausen wir über die Waldhügel nördlich Montfaucon — wie in einer Bergtalbahn auf und ab — ostwärts an die Maas. Bei Consenvoye dicht hinter unserer alten Winterstellung entlang, durch die frühlingsgrünen Wälder, nördlich Haumont und Flabas, bei Wavrille auf die alte Verduner Heerstraße. In anderthalb Stunden etwa die ganze blutende Verdunfront entlang. Und überall Truppen, Zelte, Lager, Baracken — endlose Stapel von Draht, von Holz — fliegende Sanitätsautos, Beutegeschütze, schwerste Lastwagen, Schipper, Husaren, Verwundete, frische Reserven — alles quirlt durcheinander unter einer warmen Sonne in dichtem, weißem Staub. Wir sehen dem lebendigen Menschenringe, der sich immer enger um die Festung legt, tief in den Rücken.

Ankunft in G. Französische Backsteinruinen mit Blumenbeeten und Birkenanlagen deutscher Soldaten. Im Hof der Kommandantur stehen die ersten Gefangenen, an 200 blaue Uniformen mit Stahlhelmen oder dem neuen Käppi. Ein paar Offiziere abseits — der eine mit verbundener Hand. Sie kommen direkt aus der Caillette-Schlacht. Vor sieben Stunden lagen sie noch in Frankreich, zwar an seiner äußersten Grenze, aber doch mit tausend Fesseln der Wirklichkeit und Hoffnung an ihr Vaterland geknüpft. Um 9 Uhr 30 Minuten wurden sie abgeschnitten — abgetrennt von ihrem Volke, herübergeworfen in unser Lager. Braungebrannte Bayern haben sie hergebracht.

Das Regiment, zu dem sie gehören, war ein Teil jener Division, die vor kurzem am Fort Douaumont einige Fortschritte gemacht hatte. Danach waren sie ungefähr 400 m südlich des Forts abgedrängt worden und verteilten sich jetzt auf die Linie zwischen dem Gehöft Thiaumont und dem Westrand des Caillettewaldes. Diese Stellung hat-

ten sie seit vier Tagen inne. Zwei Tage später sollten sie abgelöst werden. Da kam der wuchtige deutsche Angriff am Himmelfahrtstagmorgen. Die ganze Nacht vom 31. auf den 1. lag das deutsche Feuer auf ihren vordersten Gräben. Einer nach dem anderen stürzte ein. Um 5 Uhr morgens französischer Zeit (das ist 6 Uhr deutscher, 7 Uhr Sommerzeit) hob das Trommelfeuer an. Um ½10 deutscher Zeit setzte der Sturm ein. Aber er kam nicht nur, wie erwartet wurde, von vorn aus den gegenüberliegenden Gräben, sondern sein Hauptstoß kam aus der rechten Flanke, aus der Nordspitze des Caillettewaldes. Er kam von seitwärts mit solcher Wucht, daß von den drei französischen Bataillonen eins regelrecht von Ost nach West ins andere geschoben war. Ein wirres Durcheinander folgte. Gleichzeitig verlegte das deutsche Sperrfeuer jedem den Rückzug nach Süden. Mit einem Kommandeur, einem Oberst und allen Bataillonskommandeuren wurde alles, was von diesem Regiment noch am Leben war, gefangen genommen, über 1000 Mann.

„Jawohl, das war zweifellos ein Erfolg für Sie — man muß es aufrichtig sagen — wie neulich bei Douaumont es für uns einer war. Es war ein beträchtlicher Erfolg für Sie — eine verlorene Sache für uns — und wir wissen genau, wer unser Gegner war. Es war unser alter Gegner aus dem Artois."

Der Kommandeur des ersten Bataillons, Major D., ein kurzer Mann von 50 Jahren, mit grauem Schnurrbart und etwas geröteter Nase, tut einen Seufzer. Ich verstehe ihn zuerst nicht und frage, was er meint. —

„Jawohl, mein Herr, in Neuville—St. Vaast unter den Vimyhöhen waren wir schon einmal mit diesen Bayern zusammen, demselben Regiment wie heute."

Dann gehe ich zu den Mannschaften. Viele haben sich vor Erschöpfung auf die bloße Erde hingestreckt und sind sofort eingeschlafen. Einige kauen an ihren Biskuits. Seit vier Tagen haben sie nichts Warmes gegessen. Draußen hinter dem Drahtgitter des Hofes stehen deutsche Soldaten. Es entspinnt sich eine Unterhaltung durch das Gitter. Man neckt sich und lacht. Man will nicht verletzen — aus einfältigem Siegerstolz, den man vielleicht zu Hause, aber nicht an der Front kennt. Man nimmt nichts übel — denn auch die weinerliche Elendphilosophie gewisser heimischer Heulmeier kennt der Frontsoldat nicht. Diese einfachen, herrlichen Menschen verstehen sich auch nach vierstündigem gegenseitigem Trommelfeuer ohne die geringsten Sprachkenntnisse besser, als wir Gehirnmenschen mit unsern französischen Vokabeln und angelernten Menschheitsphrasen. Seht nur, wie sie gemeinsam den Stahlhelm betasten und sich erklären lassen! Wie die Unseren Eimer voll Wasser heranschleppen! Wie sie zum Dank mit dem Kopfe nicken! Ich frage einen Buchdrucker aus Brest, ob er mit seinem Schicksal zufrieden ist.

„Sehr zufrieden, mein Herr, vollkommen zufrieden. Und die Ge-

fangennahme durch die Bayern war sehr korrekt. Ich versichere Sie (als ob er meint, ich glaubte es ihm nicht!), sie waren sehr korrekt. Einige, nachdem wir die Waffen abgegeben hatten, reichten uns sogar die Hand."

Fast alle diese Gefangenen stammen aus Paris, dem Centre und der Normandie. Sie gehören zu den besten Truppen der Republik, dem dritten Armeekorps. Im Durchschnitt gutgenährte, kräftig gebaute Gestalten — viele Studierte, jeden Alters. Bei der Durchprüfung werden einige Angehörige der Jahresklasse 16 festgestellt. Diese Jahresklasse war ursprünglich in einheitlichen Verbänden zu großen Offensivzwecken bestimmt.

Gegen 6 Uhr wird aus der Gegend Douaumont über den Caureswald her der Donner stärker. Scheinbar haben die Gegenangriffe der Franzosen auf die heute morgen genommenen Gräben schon begonnen.

Neue Gefangene kommen an. Neue Regimenter werden festgestellt; darunter eines, das östlich des ersten schon mitten im Caillettewalde focht. Der Erfolg scheint weit größer, als man annahm. Man sagt, daß wir fast den ganzen Caillettewald in unseren Händen haben. Ein Tischler aus Cherbourg erzählt von den schrecklichen Stunden vor seiner Gefangennahme. Sie standen in drei Linien hintereinander, nördlich der Schlucht, die den Caillettewald im Westen begrenzt. Das deutsche Sperrfeuer muß glänzend geleitet gewesen sein. Nur so ist die große Zahl von Gefangenen zu erklären.

Es melden sich Leute, die im Südostzipfel des Caillettewaldes gefangen wurden. Sie standen mit Maschinengewehren — unter dem Bahnübergang in der Nähe des Vaurteiches. Der Kampf scheint also vom Gehöft Thiaumont bis zum Vaurteich gewütet zu haben. Es sind bisher Angehörige von fünf Regimentern eingetroffen — auch Artilleristen, Ärzte und viel Sanitätspersonal.

Als der Regimentskommandeur eingeliefert wurde, entstand auf dem Hofe eine Bewegung. Er trat zu seinen Offizieren, die fast vollzählig beisammen standen. Wie sie sich nacheinander stumm die Hand reichten, schluchzten einige vor Erregung. Das Ganze war, wie wenn einer gestorben wäre, den sie alle lieb hatten — ihr Regiment.

Die Truppen selber lagen dabei, und jeder blickte vor sich hin. Als der Oberst hereingeführt wurde, stieß ein Pariser seinen Nebenmann an und lachte. Dabei sagte er etwas von der „grimmasse du colonel".

Die Offiziere, deren Zahl jetzt über 20 gestiegen war, schienen ihr Schicksal schwerer zu tragen als die Mannschaft. Aber auch über ihrer Trauer lag eine demütige Freude. Ihre unverwüstlichen Instinkte erwachten allmählich; sie waren nicht nur gefangen, sondern auch gerettet. Ich sprach noch einmal mit dem alten Major D. von vorhin. Gewiß, auch er war durch sein Schicksal erschüttert. Aber wie freudig erregt sprach er von seiner alten Schwester, die seit Kriegsbeginn

im okkupierten Charleville deutsche Verwundete pflegte. Nun gar, als er von seiner kleinen Tochter erzählte („ma chère petite Paulette"), da rannen ihm menschlich schön die hellen Tränen über die Backen. Er wußte: Die alte Schwester und die kleine Tochter — jetzt würde er sie sicher beide wiedersehen.

Nacht vor Verdun

Links der Maas, Anfang Juni 1916.

Die Bäume begannen lange Schatten zu werfen. Das Verhör der Gefangenen aus der Caillette-Schlacht nahm kein Ende. Immer in neuen Scharen von hundert Mann kamen sie von dem Hügel herunter marschiert; vorn und hinten flatterten die Fähnlein deutscher Husaren.

Sobald sich das drahtbesponnene Gitter des Hofes hinter ihnen geschlossen hatte, traten sie zu Vieren an — nach ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Bataillonen und Kompagnien geordnet. Ihr eigener Feldwebel (adjutant) sorgte für Disziplin. Sie packten ihre Taschen aus und legten den Inhalt in kleinen Haufen vor sich hin. Alles Gedruckte und Geschriebene ward ihnen abgenommen. Sie hatten viel Verbandzeug bei sich, besonders viel Watte. Photographien ihrer Angehörigen bekommen sie wieder — natürlich behalten sie Geld, Uhr, Tabakspfeifen und anderes persönliches Eigentum, worüber sich einige erheblich wundern. Jeder hat zahllose Postkarten bei sich — mit kitschigen Frauenfiguren (wie bei uns) — manchmal ins Pornographische schweifend.

Zwei Brüder feiern an diesem Abend hier auf dem Gefangenenhofe Wiedersehen. Der eine, blondbärtig, aus einem Regiment, das in der „Totenschlucht" in Ruhe lag, tritt aufgeregt an mich heran und fragt, ob es wahr sei, daß vom Regiment Nr. 5 Gefangene gemacht seien. Ich führe ihn hinten auf den Hof, wo das Regiment versammelt ist. Es ist dasjenige, das von den Bayern fast ganz gefangen wurde. Ein junger Sanitäter von bleichen schmalen Gesichtszügen sitzt auf einem Baumstamm und grübelt. Der Bärtige sieht ihn, springt auf ihn zu und schreit „Jean". Beide fallen sich in die Arme, lachen und weinen. Es sind zwei Brüder aus Versailles, die sich seit einem Jahr nicht gesehen haben.

Noch zwei andere Brüder sind da — Zwillinge — seit Anfang des Krieges nebeneinander marschierend. Sie lagen auch die letzte Nacht beieinander in der Ravin de Basile unter dem deutschen Trommelfeuer. Sie wurden zusammen abgeschnitten. — „Plötzlich standen von allen Seiten die Bayern um uns herum" — und nun wandern sie zusammen in die Gefangenschaft. Alle unsere Soldaten auf dem Hofe wissen bereits, daß die beiden Zwillinge sind. Sie betrachten sie

erſtaunt von allen Seiten — auch hinter dem Gitter die Landſtürmer des Dorfes unterhalten ſich mit wichtiger Miene über das merkwürdige Paar.

Ein Schneider aus Bernay drängelt ſich vor. Ich rede lange mit ihm über Deutſchland. Er will durchaus wahr haben, daß Maximilian Harden ein Parteifreund von Karl Liebknecht und daß dieſer der kommende Präſident von Deutſchland ſei. Noch ein paar andere verfechten merkwürdige Anſichten über Krieg und Frieden. Aber dieſe ſind Ausnahmen. Die meiſten haben ganz andere Gedanken. Ein Typograph aus Paris. Er möchte um alles gern wiſſen, ob er im Gefangenenlager als Schriftſetzer verwandt werden kann. Ein Schauſpieler aus Rouen. Wann werden wir die erſten Briefe ſchreiben können? Wie oft dürfen wir Kollis empfangen? Ich habe einen Vetter in Liegnitz gefangen — glauben Sie, daß ich dahinkommen kann? Iſt das deutſche Schwarzbrot bekömmlich? Kann man im Lager Bier kaufen? — Alles iſt vergeſſen und verſunken: Trommelfeuer und Niederlage, die blutbefleckten Tannenſtümpfe im Caillettewalde, der Tod ſo vieler Kameraden — alles dreht ſich um das eigene kleine Geſchick. „Wie?" — ruft ein junger Verſicherungsagent aus — „nicht mehr als zwei Kollis pro Woche? Aber ich habe einen Bruder in Waſſerburg, der bekommt jeden Tag ein Kolli geſchickt — Weißbrot, Schinken, Käſe, Muſcheln. Sie müſſen wiſſen, mein Herr, wir leben ſehr gut in Frankreich."

Dunkle Nacht liegt jetzt über dem Dorfe. Aus Richtung Douaumont wetterleuchtet es. Immer noch poltert über den Caures-Wald herüber das hohle, heiſere Gebrüll der Batterien. Der letzte Trupp für heute marſchiert ein. Im Schein der Azetylenlampen bekommen die erſchöpften Geſichter der Gefangenen etwas Geiſterhaftes.

Dieſer letzte Trupp war müde zum Umfallen. Einige ſchliefen faſt, ſtehend, indem ſie den Kopf an die Schultern des Nebenmannes lehnten. Auch wir waren müde. Ein kalter Nachtwind blies über den Hof. Ich ſaß auf einer leeren Benzintonne. Vor mir kauerte ein ſchwarzbärtiger Bretone. Wir ſprachen von der Ernte, dem Fiſchfang, von dem brennenden Verdun und vom Fort Vaux. Sein Regiment hatte vor kurzem noch in den Kaſematten dieſes Forts gelegen. Das intereſſierte mich. Ich erinnerte mich der furchtbaren Beſchießung, die ich am 1. Mai aus der Woevreebene drüben mit angeſehen hatte. Ich fragte ihn nach der Wirkung des Bombardements. „O, wir ſelber ſaßen ganz ſicher in den Kaſematten. Wir zählten die Einſchläge über uns. Wenn ein ganz dickes Kaliber kam, erloſch das Licht. Euer Feuer kann das ganze obere Fort zerſtören. Aber die Beſatzung könnt Ihr nur durch Handkampf bezwingen."

Nun begann mich doch zu intereſſieren, ob dieſer Mann und dieſes Regiment etwa am 1. Mai auf Vaux gelegen hatte. Ich fragte ihn, wir rechneten nach, und richtig — ſie erinnerten den Tag genau, es war die heftigſte Beſchießung der ganzen Zeit geweſen, von morgens

6 bis nachmittags 4 Uhr. Da lagen sie nun — ein seltsamer Zufall — dieselben Männer. Ich dachte an jenen Maimorgen und an die zitternden Gefühle, mit denen ich jeden Einschlag droben vom Gefechtsstand verfolgt hatte. Ich erzählte das dem Manne. Aber es schien ihm gleichgültig. Er nickte und sah stumm vor sich hin.

Es war lange nach Mitternacht — endlich brachen wir auf. Ich warf noch einen Blick in das Zimmer der Kommandantur. In einer Ecke lag ein hoher Stapel von Briefen, Tagebüchern, Karten, Zeitungen und anderen schriftlichen Habseligkeiten — rührende Zeugnisse der Sorge und Liebe von tausend Müttern, Schwestern, Vätern, Bräuten. Bis zu dem Augenblick, wo sie den Einzelnen wieder zugestellt wurden, waren diese Briefe Eigentum des siegenden Heeres, aller sentimentalen Individualität entkleidet, kalte Quellen zur Erweiterung unserer Kenntnis vom Feinde und seinen Bewegungen.

Der Wagen schleppte uns über Berg und Tal die ganze Front entlang zurück in unser Dorf. Wir trafen noch ein paar Gefangenenkolonnen — plötzlich im Lichte der Scheinwerfer unseres Benzwagens leuchtete ihre blaue Kette vor uns am Wege auf. Diesmal sah ich einen Wagen, auf dem sich ein paar erschöpfte Gefangene niedergelassen hatten. Unsere Landsturmleute gingen ruhigen Schrittes zu Fuß hinter dem Wagen her. Ein rührendes Bild — mit den wasserschleppenden Leuten vom Nachmittag zusammen ein schönes Zeugnis für den Geist unserer Truppe. Man soll kein Aufheben davon machen — aber man soll es auch nicht totschweigen. Drüben wird es nicht anders sein. Nur wird die schöne Menschlichkeit des einfachen Soldaten dort durch die Rigorisität des militärischen Regimes durchkreuzt. Wir haben einen Tagesbefehl des Generals Bazelaire in Händen, der sich entrüstet gegen „la douceur et même des attentions stupides" gewisser Franzosen gegenüber den deutschen Gefangenen wendet. Es sei vorgekommen, daß man eben gefangenen Deutschen irgendwelche Erfrischungen hätte zuteil werden lassen. Er befehle hiermit unter Androhung strenger Strafen, daß keinem Gefangenen „Nahrungmittel, Getränke, sei es auch Wasser, Kleidung, Kopfbedeckung, Decken oder Stroh" gegeben werde.

Sobald wir auf die Berge von X... kommen, müssen die Lichter an unserem Wagen ausgelöscht werden. Nicht nur hat der Gegner bis hierher eine gute Beobachtung. Auch den zahlreich allnächtlich hier kreisenden französischen Fliegern wäre die Lichtspur unseres Autos ein guter Wegweiser in die Dörfer. Alle diese Dörfer liegen dunkel da. Auf einer Höhe halten wir. Das Wetterleuchten von vorhin hat sich zu einem rotzuckenden Flammenmeer gesteigert, aus dem die scharfgeschnittene Kuppel des Douaumont ab und zu klar hervortritt. Im grellen weißen Schein der Leuchtkugeln liegen für einen Augenblick zerfetzte Waldstücke nackt und wie hilfeflehend vor uns. In Richtung Vaux muß ein Munitionslager brennen. Alle Augenblicke färbt sich der ganze Himmel bis steil über unsere Köpfe weg blutigrot — dumpfe

hohle Donner hallen hinternach — in der plötzlich herabstürzenden Finsternis züngeln die roten Flammen der Abschüsse doppelt hell aus den dunklen Wäldern. Nichts ist einzeln zu erkennen — es ist die ganze Verdunschlacht, die vor uns tobt, rollt, leuchtet — von Vaux bis über die Maas, nach den Argonnen. Plötzlich wird auch der Himmel lebendig. Von drei, vier Höhen zucken die Scheinwerfer auf. Feindliche Flieger kreisen über uns in der dunklen Himmelskuppel, durch die nun die weißen Lichtkegel der Scheinwerfer stürmen. Jetzt sind es sechs, sieben — über zwölf lange, weiße Stilaugen, die sich drehen, langsam, schnell — die verlöschen, durcheinander stürzen, still stehen — die jede Wolke, jeden blauen Fleck des Himmels abtasten. Manchmal versammeln sie sich auf einen Punkt — sie glauben, den Flieger gestellt, gefangen. Aber dann reißen sie sich wieder auseinander und schießen in viele Richtungen.

Dorf hinter der Front

Westfront, Juli 1916.

Dorf R. liegt hinter der Feuerzone. Nur nachts reisen die französischen Flieger bis hierher und werfen ziellos ihre Bomben, wo immer ein schwaches Licht sich zeigt.

Das Dorf ist nicht geräumt. Die Frauen liegen den ganzen Tag in der Waschhalle am Fluß und klopfen nach der Sitte des Landes die lehmbeschmutzten Anzüge der Soldaten mit dem schweren Waschholz sauber. Auch auf den Wiesen sieht man Frauen und Kinder unter Aufsicht der Soldaten das Heu einbringen. Sie verdienen Geld und haben zu essen. Männer sieht man kaum. Ich kenne nur vier im ganzen Dorf. Von ihnen ist der interessanteste der alte Wärter des jetzt verlassenen Schlosses. Er sitzt in seiner Kastellanwohnung zwischen herrschaftlichen Möbeln, Büchern, Riesenhaufen von Brennholz und schimpft den ganzen Tag auf die Republik. Er hat die Bilder der Orleans zwischen Heiligen an der Wand hängen. Sein erbittertster Feind ist der Abgeordnete des Kreises, ein Gummihändler aus Südamerika. Früher vertrat der katholische Graf Ch. den Kreis, sein Herr. Eines Tages erschien der Gummihändler in dieser Gegend — eine Stütze der Republikaner. Er hatte viel Geld, und das nächste Mal wurde er gewählt. Der Kastellan schimpft auf die republikanische Armee, die den Krieg völlig unvorbereitet begonnen habe, und hofft, daß bald die „Roten" (Republikaner) ganz ausgespielt haben und die „Blauen" (Royalisten) wieder ans Ruder kommen.

Dorf R. ist der Sitz eines Armierungsbataillons. Man hat zu Hause viel Lustiges über unsere Schipper geschrieben — über die Maler und Rechtsanwälte, die plötzlich zu Erdarbeitern werden. Lustiges ist nicht daran. Sie leisten dem Heere gerade in diesen Monaten

der großen Krisis wertvollere Dienste als mancher Mann mit Orden und Sporen. Jeden Morgen und Abend sieht man sie durch die Dorfstraße ziehen. Selten hört man Gesang. Ihre Arbeit ist schwer. Die Massenquartiere hier vorn sind alles andere als behaglich. Sie graben. Sie bauen. Sie richten Straßen- und Feldbahnen her. Aber sie verladen auch Munition — vorn im feindlichen Feuer. Seit der Gegner unsere hinteren Verbindungen immer systematischer unter Feuer hält, hat auch mancher deutsche Schipper seinen Dienst mit dem Tode besiegelt.

In der Kirche des Dorfes ist die Sammelstelle für Verwundete. Hier kommen sie zu Fuß, zu Wagen oder auf der kleinen Feldbahn an. Tag und Nacht wandert es ein und aus. Die Kirchenstühle sind zu Betten hergerichtet — mit aufgeschüttetem Stroh. An schweren Tagen liegt auch der Altar voll. Nachts flackert eine rote Laterne am Eingang. Der ganze hohe Raum ist nur von wenigen Kerzen erhellt. Der Unteroffizier am Eingang sitzt und schreibt. In den Kirchenstühlen atmet und stöhnt es schwer.

Dorf R. hat auch eine Bierwirtschaft mit einem lockenden Kranze, gezimmert aus weißem Birkenholz. Und eine Selterwasserfabrik, die täglich viele Tausende Flaschen nach vorn liefert. Eine Feldbuchhandlung, in der man Goethe und Darwin, Ganghofer und Marzell Salzer kaufen kann. Endlich eine reiche saubere Schweinezucht, deren Stamm von weither, aus Wolhynien, mitgebracht ist. Aber das darf weiter nicht wundernehmen. Draußen auf der Straße trippeln hurtige Tragtiere mit serbischen Beutesätteln. Manchmal ziehen auch gutgenährte schwere Büffel vorbei, deren zähes Leben die Reise aus der Schumadija bis an die Westfront glänzend überstanden hat.

Oberhalb des Dorfes befindet sich ein Gefangenenlager. Hier arbeiten die Franzosen, bis sie nach Deutschland abtransportiert werden. Jeden Tag sieht man einige zwischen unseren Verwundeten von der Front angewandert kommen. Das Gefangenenlager wird von außen streng bewacht. Inwendig aber regieren sich die Internierten selber. An ihrer Spitze steht ein Feldwebel (adjutant), der für die Disziplin verantwortlich ist — augenblicklich ein umgänglicher beweglicher Mann, der frühere Polizeiminister von Nizza. Je 80 Mann sind einem Sergeanten unterstellt. Der adjutant hat neben sich seinen Dolmetscher. Dieser spricht ein gutes Deutsch. Er ist ein ehemaliger Lehrer des Französischen an einer Handelsschule in Hannover. Kurz vor dem Kriege hatte er ein Hotel in Bolivien (Südamerika). Die Nahrung der Gefangenen in diesem Lager ist reichlich und kräftig, wovon ich mich bei meinem achttägigen Aufenthalt öfter überzeugt habe. Natürlich haben sie alle Heimweh, nach Hause, nach öfteren Nachrichten. Aber an Heimweh leidet heute ganz Europa. Man hört oft Singen und Lachen im Lager — besonders in den Arbeitsstuben der Handwerker. Zu ihrer Nahrung können die Gefangenen für eigenes Geld Zucker, Heringe und Tabak kaufen — durchkommende franzö-

ſiſche Offiziere auch andere Lebensmittel. Das Lager iſt ſauber gehalten — beſonders die Revierſtube, wo einige franzöſiſche Sanitäter angeſtellt ſind. Jeden Morgen kommt der Lagerarzt und hält Sprechſtunde ab. Vom Lager und von ihrer Arbeit draußen auf den Straßen der Höhen aus können die Gefangenen den Rauch der Schlacht genau beobachten, der Schlacht, die über das Schickſal ihres Landes entſcheidet. Kurze Zeit waren in dieſem Lager auch einige hundert Ruſſen beſchäftigt. Von ihnen redet noch heute das ganze Dorf. Jeden Mittag und Abend nämlich nach dem Eſſen klangen ihre mehrſtimmigen Lieder aus dem Lager ins Dorf hinab.

Dorf R. hat auch einen Friedhof. Neben dem Gefangenenlager leuchten die paar weißen Steine der verſtorbenen Dorfbewohner und die vielen braunen Kreuze unſerer Gefallenen. Auf den Kreuzen dieſes kleinen Dorfes, das niemand in Europa kennt, finden ſich viele polniſche Namen. Ein alter Franzoſe mit ſeinem verkrüppelten Sohn tut Totengräberdienſte hier — ſeit 20 Monaten.

Manchmal zieht auch Muſik durch die Straßen von R., wenn ein Bataillon in Ruhe kommt oder in die Stellung marſchiert. Die Leute, die von vorn kommen, ſind bis über die Hüften mit Lehm bedeckt. Von ihren Helmen haben ſie die jetzt unpraktiſchen Spitzen abgeſchraubt. Zum Singen ſind ſie zu müde. Aber wenn der General über die Straße geht, werfen ſie die Beine, daß die Lehmfetzen weit wegfliegen.

Das iſt Dorf R. Wo es liegt, iſt gleichgültig. Auch liegt es überall — vor Verdun und an der Somme, im Artois und in der Champagne.

Geſtern wanderte ich mit dem Dorfkommandanten auf die ſüdliche Anhöhe des Dorfes, wo man die Rauchfahnen der großen Schlacht ſieht. Hinter der „Japaniſchen Tanne" kamen wir auf lange Weizenfelder, die der Kommandant angelegt hatte. Er erzählte von den Dörfern Wolhyniens. Wir kamen auf eine Wieſe. Hier pflückte ein zehnjähriges Mädchen Gras für ſeine Ziege. Das Mädchen war zutraulich zu dem Kommandanten und ſagte: „Man ſollte meinen, dieſer Herr da ſei ein Herr in Zivil?" — „Gewiß, meine Kleine." — „Was will er hier?" — Der Kommandant wurde verlegen — dann machte er einen Scherz: „Dies iſt der Mann, der den Frieden bringt." — Die Kleine ſah mich halb entgeiſtert, halb mißtrauiſch an — einen Augenblick ſchien ſie erregt nachzudenken — dann lachte ſie und ſchnitt ihren roten Klee weiter: „Was glauben Sie, mein Herr — ich bin 10 Jahre alt!"

Feuer auf Höhe 304

Links der Maas, Juli 1916.

In den Ruinen von Montfaucon. Kein Mensch — kein Hund schleicht durch die Straßen. In den einst gutgepflegten Gärten zwischen den Ruinen blühen Rosen, Mohn und Nelken sich selber zur Freude. Das aufgeklappte Schiff der Kirche zeigt dem Himmel seine geborstenen Pfeiler, geknickten Marienbüsten, Haufen von Schutt, aus denen Altarschmuck und Fetzen von Priestergewändern heraussehen. Die freundlichen Rentnerhäuser, in denen einst die Sommerfrischler aus Verdun wohnten, die kleinen behaglichen Gasthöfe, in denen die Pariser Jagdpächter der wildreichen Umgebung Montfaucons so manchen Jagdschmaus abhielten, und die netten sauberen Plätze und Straßen dieser behäbigen kleinen Provinzstadt — all das ist ausgeräuchert, eingelegt, wieder aufgewühlt — tot. Und noch in diesen zerschossenen Leichnam sendet der Franzose jeden Tag stundenlang seine schweren Kaliber.

Diese tote Stadt, dieser graue Trümmerhaufen mit seinem durchlöcherten schiefen Kirchturm, der bisher allem Feuer standgehalten, liegt hoch auf einem Berge, der das ganze Kampfgelände links der Maas in idealer Weise überhöht. Vor der Offensive, als hier „bloß" Stellungskrieg herrschte, ein oft besuchter Aussichtspunkt. Damals war Montfaucon trotz seiner Ruinen lebendig. Kasernen und Kantinen, ein Lichtspielhaus, ein Kasino — aber seit der Offensive liegt auch diese Soldatenstadt in Trümmern, die sich in den Ruinen des alten auf dem Vormarsch 1914 zerschossenen Montfaucon eingebaut hatte. Heute ist Montfaucon eine zweimal tote Stadt.

Unter der warmen Junisonne krieche ich mit einem Artilleristen zwischen den Trümmern umher. Immer hinter Mauern Deckung suchend — denn die Stadt auf dem geschlossenen Bergkegel ist von allen Seiten her genau eingesehen. Heute nachmittag sollen einige Punkte der Höhe 304 verstärkt beschossen werden. Wir kriechen durch Gärten und zerstörtes Mauerwerk an den Rand des südlichen Abhanges. Wir kommen an ein rundes Granatloch in einer Häuserwand. Plötzlich liegt das ganze Kampffeld „Links der Maas" wie ein gefüllter Teller vor unsern Augen. Indem wir uns in das Granatloch hocken und unsere Gläser richten, wünscht jeder heimlich, daß der Franzose sein tägliches Feuer auf Montfaucon bis zum Abend verschiebt.

In diesem riesengroßen flachen Teller, durchquert von kahlen grauen Höhenrücken und weißen staubigen Landstraßen, übersät mit scharfgeschnittenen dunkelgrünen Waldstücken, liegt die berühmte Höhe 304 wie ein langgestreckter brauner Riegel quer vor unsern Augen. Links fällt sie ziemlich schroff in den Heckengrund — eine breite Senke, an deren anderm Ende sich das Massiv des Toten

Mannes erhebt. Rechts ist sie verwachsen mit einem breiten Höhenzug, dessen Nordspitze der uns zugekehrte, viel genannte Termitenhügel ist. Höhe 304 ist ein kahler Rücken — eine „Côte ordinaire", wie mir jüngst ein gefangener Franzose erklärte, der aus dem benachbarten Bethincourt stammt. Die genaue trigonometrische Höhe 304 ist natürlich nur ein Punkt — eine kleine Erhebung auf dem östlichen Teil dieses Rückens, früher durch einen hohen Baum erkenntlich. Der Baum ist längst verschwunden — wie auf dem Lorettorücken bei Arras die kleine Kapelle, die ihm den Namen gab. Jetzt haben wir uns gewöhnt, diesen ganzen rauchenden Rücken, der da mäßig ansteigend, quer vor uns in der Sonne liegt, mit Höhe 304 zu bezeichnen.

Diese „Côte ordinaire" war früher mit Gras bewachsen, auf dem die Bewohner des Grundes von Malancourt und Bethincourt ihre Herden weideten. Dieser Rücken lag Jahrtausende lang unbeachtet da. Auf der weißen Straße von Haucourt nach Esnes fuhren die Landwagen hin und her, in den letzten Jahren vielleicht auch ein Automobil. Niemand bog von der Straße ab auf diesen tristen, namenlosen, unfruchtbaren Rücken. Am Ostabhang trug er etwas Gehölz. Das ist heute weggeschossen, weggebrannt. Auf der Westseite neben der weißen Landstraße stand einst das Camardwäldchen. Auch dieses ist bis auf ein paar dunkle Stümpfe in den wilden Maikämpfen verschwunden. Der Gefangene aus Bethincourt kannte das Camardwäldchen genau. Aber daß es einen Namen hatte, wußte er nicht. Jetzt ist sein Name und der Name dieser öden Höhe durch die ganze Welt gegangen.

Der ganze friedliche Weiderücken ist heute eine braune, schwelende, zuckende Wunde. Es ist immer dasselbe Bild — wie vor Höhe 60 bei Sankt Eloi, wie vor dem Vimyrücken, vor Vauquois, vor Douaumont, wie in den Vogesen, wo plötzlich eine braungesengte, zersplitterte Kuppe das dunkelgrüne Meer der blühenden Wälder schändet. Immer dasselbe Bild — diese dunklen Erdsäulen, die plötzlich aufschießen wie schlanke Pinien, wie breite Eichen — die langsam zusammenfallen. Diese bläulichen Gaswolken, die nach dem Einschlag zögernd seitwärts über die Erde ziehen. Immer dasselbe Brüllen und Rascheln und Stöhnen und Wispern in der Luft, das dumpfe, heisere Gebell der Abschüsse, das Krachen und Klatschen der Einschläge. Und immer dieselben zitternden Gedanken an die Tausende, die da vorn unter der warmen Sonne in den Falten und Trichtern der braunen Erde hocken und unfroh ausharren und bluten und sterben für eine Zukunft, die sie kaum noch sehen werden.

Die ganze deutsche Linie am Nordabhang der braunen Höhe ist mit dem Fernrohr genau zu erkennen — von weitem ein Wirrwarr dünner Riemen und Furchen, wie Spuren von Schnecken und Würmern im feuchten Meeressand. Wir sehen von hinten in die Eingänge der Unterstände. Wir sehen die vorderste Sturmstellung, die dicht unter dem

Kuppenrande entlang ſich windet — die Fingerſappen, die aus ihr nach vorn getrieben ſind und die in ſeitlichen Ausläufern allmählich Verbindung anſtreben. Aber auch die Tauſende von kleinen Kratern, Trichtern, Löchern ſehen wir — durch Deutſche geſchoſſen, als die Franzoſen den Abhang noch hielten — von drüben vermehrt, nachdem am 8. Mai unſere Pommern aus dem vor uns liegenden Grunde heraus die Höhe geſtürmt hatten.

Bis 6 Uhr war das deutſche und das feindliche Feuer auf dem unglücklichen Rücken ungefähr gleichmäßig verteilt. Nur ſchienen die Säulen unſerer eigenen ſchweren Kaliber, die drüben aus der gegneriſchen Stellung heraufbrachen, gewaltiger als die franzöſiſchen, die diesſeits zwiſchen unſern Gräben barſten. Es war eine gewöhnliche Nachmittagskanonade. Bald nach 6 Uhr aber ſchien unſer Feuer zuſammenzurücken auf die Mitte der Höhe. Die Abſchüſſe folgten ſich ſchneller. Auf dem mittleren Drittel des Rückens lag Fahne an Fahne dicht gedrängt — noch kein wirkliches Sperrfeuer, aber doch ſo, daß auch der Feind ſtutzte. War ein Angriff geplant? War dies der Beginn einer Aktion gegen die Kuppe?

Sofort verſtärkte auch der Franzoſe ſein Feuer durch mehrere Batterien. Aus den Rändern des Gehölzes von Esnes, aus dem Eulenwald, aus dem ſüdlichen Avoucourtwalde (nicht zu verwechſeln mit dem verbrannten Streichholzwäldchen vorn, rechts von uns, das denſelben Namen trägt), von überall her ſah man jetzt bei lichtem Tage die Abſchüſſe der Batterien aufblitzen. Und anſtatt, wie bisher, wahllos unſere Zugangswege und unſere vermutlichen Waldlager zu beſtreuen, warf ſich das gegneriſche Feuer jetzt auf unſere Batterien, und mit verdoppelter Wucht auf die Gräben der Mitte, aus denen heraus ſie einen Sturm befürchteten. Minutenlang lag jetzt unſer Abhang in einer dicken, blauen, gelben, weißen Rauchmaſſe verborgen. Unterdeſſen ſchien unſere eigene Artillerie ihre Feuerkreiſe immer dichter um die Mitte des Rückens zu ziehen, immer heftiger überſchüttete ſie einen Teil des Rückens mit ihrem konzentriſchen Eiſenregen. Auch wir wurden ſtutzig — eine ſeltſame Unruhe und Angſt ergriff uns. Sollte hier vor unſern Augen ein Angriff —? Nein! Punkt 7 Uhr brach das Feuer plötzlich ab. Hinter, neben und vor uns die Batterien ſchwiegen. Unwillkürlich atmeten wir auf. Es war ein gewöhnlicher Feuerüberfall geweſen.

Einen Augenblick noch glaubten die Franzoſen an einen deutſchen Angriff. Sie warfen gegen unſere hinteren Linien ein raſendes Sperrfeuer, eine dichte, lückenloſe Wand von Geſchoſſen. Aber bald merkten ſie ihren Irrtum. Da niemand von uns aus den Gräben kam, zogen ſie ihr Feuer zurück. Eine Viertelſtunde noch knallte es nervös zwiſchen den beiden Artillerien hin und her. Dann begann die gewöhnliche Abendkanonade — Krach für Krach, auf Chauſſeen und Beobachtungspunkte, in Wälder und vermutliche Batterieſtellungen —

jene monotone Musik, unter der dieses friedliche Jagd- und Weideland jetzt seit zwei Jahren langsam dahinsiecht.

Kurz darauf schlug die erste Granate auf der Landstraße nach Cheppy ein — dicht vor der Stadt. Eine zweite saß hinter uns in der Richtung des Friedhofes — schon mitten im Ort. Wir krochen durch die verlassenen Ruinen rückwärts. Am Waldrand zwischen Cierges und Nantillois saßen wir noch eine halbe Stunde und sahen, wie der unglückliche Ausflugsort der Verduner unter den Granaten seiner Landsleute brennend und rauchend zusammensank.

Farbige Franzosen

Links der Maas, Mitte Juli 1916.

Es sind wieder zwei Farbige übergelaufen — zwei khakigelb gekleidete Araberburschen, der eine schlank, aufgeweckt, Friseur aus Constantine (Algier), der andere aus der Küstenstadt Bone, ein Lastträger, gedrungen, stumpf, ängstlich um sein Schicksal. Nur der erste kann etwas französisch. Der Dolmetscher der Gefangenensammelstelle, der Sergeant mit der Marokkomedaille, hilft uns bei der Unterhaltung.

„Weshalb bist du übergelaufen?" — „Der Leutnant hat mich vor ein paar Tagen ins Gesicht geschlagen." — „Da hättest du dich beschweren können." — „Ich habe mich zuerst beim Hauptmann und dann beim Oberst beschwert. Aber beide haben mich hinausgeworfen. Da habe ich gesagt: diese Nacht gehe ich fort. Als Antwort hat mich der Leutnant mit der Matraque (eine Art Prügelstock) geschlagen. Da sind wir letzte Nacht aus dem Graben herausgekrochen. Wir haben uns versteckt gehalten bis zum Morgen. Dann sind die Boches gekommen und haben uns geholt." — „Aber war das nicht gefährlich für euch? Wenn ihr entdeckt worden wäret, hätten eure Leute von hinten auf euch geschossen." — „Nein, mein Herr, sie hätten in die Luft geschossen." — „Werden viele schlecht behandelt von euch?" — „Viele, mein Herr, aber sie haben Angst, fortzulaufen. Denn die ‚Blaumützigen' (wie die Turkos die weißen Franzosen nennen) passen scharf auf. Und die meisten von uns lassen sich alles gefallen. Wir wissen, mein Herr, daß wir Soldaten zweiter Klasse sind. Aber auch wir haben ein Recht. Und kein Blaumütziger darf uns mit der Matraque schlagen."

Das lebendige Rechtsgefühl dieses einfachen farbigen Friseurs erstaunte mich. In diesem Augenblick reckte sich der Lastträger in die Höhe und blickte starr auf die deutsche Schildwache, die vor dem Eingang des Lagers auf und ab ging. Dabei murmelte er einige Worte der Überraschung und des Unwillens vor sich hin. Ich fragte den Dolmetscher mit der Medaille, was er sich reckte?

„Er wundert ſich, daß die Deutſchen das Gewehr auf der linken Schulter tragen, und ſagt, das ſei falſch.“

Mich intereſſierte, wie die Franzoſen ihren afrikaniſchen Nachſchub beſorgen. Bekanntlich rechneten ſie im Anfang ernſthaft mit Unruhen in Afrika. In Algier und Tunis waren damals ſtarke Kräfte konzentriert. Die Befürchtung war grundlos. Zu den vielen Überraſchungen dieſes Krieges gehörte auch die, daß ſich im Anfang alle Kolonialvölker ruhig verhielten, zum Teil Freiwillige für den europäiſchen Krieg ſtellten. Das iſt heute anders. Die Meldungen haben aufgehört. Neueintretende gehorchen einem nicht immer gelinden Zwange.

„Seid ihr freiwillig eingetreten oder gibt es in Algier jetzt eine Dienſtpflicht?“

Der Barbier grinſt, daß ſeine großen weißen Araberzähne leuchten.

„Der Gendarm fragt in allen Häuſern, wer freiwillig in den Krieg will. Ich weigerte mich und wurde eingeſperrt. Ich bekam 25 Tage lang wenig zu eſſen und zu trinken, bis ich mich freiwillig meldete. So geht es vielen. Zwei franzöſiſche Kompagnien werden ausgeſchickt. Die Männer ganzer Dörfer werden von ihnen ‚ramaſſiert‘ und dann abgeführt.“

„Habt ihr gehört, daß dabei Dörfer zur Strafe angezündet ſind, daß die Kabylen einen Aufſtand verſucht haben?“

Das hatten vor ein paar Wochen drei andere Überläufer erzählt. Alle dieſe Gefangenenausſagen werden mit Recht ſehr mißtrauiſch aufgenommen. Auch der Friſeur und der Laſtträger wiſſen nichts davon.

Die beiden ſtehen auf und werden in das Lager abgeführt. Der Laſtträger macht ein klägliches Geſicht. Im Fortgehen laſſe ich ihn fragen, warum denn er ſich ſeinem geſchlagenen Kameraden angeſchloſſen hätte. Die Antwort iſt rührend: „Il y avait tant de misère.“ (Das Elend drüben war zu groß.) — „Möchteſt du denn jetzt hier bleiben?“ — „Nein, weit weg.“

Es gibt hier noch mehr Farbige im Lager. Da iſt ein Araber vom „Leichten afrikaniſchen Jägerregiment“. Dieſes Regiment war früher ein Strafregiment (bataillon disciplinaire), in das beſonders gern Wilddiebe geſteckt wurden. Heute ſteht es in ſehr gutem Rufe. Die meiſten Angehörigen dieſes Regiments ſind tuneſiſche Schützen. „Les joyeux“ (die Fröhlichen) nennt man das Regiment im franzöſiſchen Heer. Aber dieſer Araber muß immer das Gegenteil von fröhlich geweſen ſein. Ein wild ausſehender ſtämmiger Kerl. Er hat ſeinen Poſten jetzt an der Pumpe, die das Waſſer für die Küche herauf aus dem Tal ſchafft. Dieſer Mann lag mit ſeinem Regiment auf der Höhe 304. Bei einer Patrouille ward er abgeſchnitten und brachte zwiſchen unſeren und den franzöſiſchen Linien elf Tage und Nächte zu. Er nährte ſich von den Torniſterrationen der umherliegenden Toten. Durch eine unſerer Patrouillen ward er endlich gefangen genommen — aber er wehrte ſich bis zum letzten Augenblick. Jetzt pumpt er Waſſer. Neben ihm ſteht ein Landsmann vom 1. Algeriſchen Schützenregiment.

Der muß einen Knax im Gehirn wegbekommen haben. So oft man ſich ihm nähert, lacht er einen blöde an.

Die Farbigen werden im Lager von ihren Kameraden gemieden wie Ausſatz. Sie hocken und arbeiten und eſſen für ſich allein. Niemand will in ihrer Nähe ſchlafen — am wenigſten die Unteroffiziere, die ihre Vorgeſetzten waren, oder die Weißen, die mit ihnen in den ſogenannten Bataillons mixtes zuſammen dienten. Dieſe Kolonialunteroffiziere, von denen auch ein paar im Lager weilen, ſind ausgeſuchte Leute der franzöſiſchen Armee. Nur durch ihre rigoroſe Diſziplin werden die farbigen Regimenter im modernen Artilleriekrieg verwendbar. Immer aber (und beſonders in den erbitterten Kämpfen um Verdun) werden die farbigen Bataillone auf beiden Seiten von „Blaumützigen" flankiert.

Bei längeren Unterhaltungen, wie ich ſie während meines letzten achttägigen Frontaufenthalts vor Verdun (in der meinem Quartier benachbarten Gefangenenſammelſtelle) pflegen konnte, fällt einem die intellektuelle Minderwertigkeit dieſer afrikaniſchen Miſchraſſen aus Neger- und Araberblut auf. Ähnlich wie dem zentralafrikaniſchen Neger mangelt es ihnen an ſcharfem Zeitbewußtſein. Die wenigſten wiſſen, wie alt ſie ſind. Zeitmaße geben ſie durch ſtärkeres oder ſchwächeres Betonen der Sätze, manchmal durch charakteriſtiſche Geſten an, mit denen ſie ihre Antwort begleiten. „Wie weit iſt der Weg von eurer Feldküche bis zur erſten Linie?" — Auf dieſe Frage antwortet jeder: „Lang." Aber der eine ſagt es leiſe, indem er mit den Händen einen halben Meter zeigt. Dann bedeutet es „kurz". — Der andere ſagt es laut und mit aufgeriſſenen Augen, indem er mit dem Arm weit weg zeigt. Dann bedeutet es: „Der Weg iſt ſehr weit." — Ich laſſe einen Teppichweber aus Bizerta aufzeichnen, wie ungefähr die Linie ſeines Grabens im Walde von Avoucourt verläuft. Ich komme ihm zu Hilfe, indem ich das Dorf, die Chauſſee, den Rand des Waldes male. Er kritzelt mir ein buntes Wirrwarr aufs Papier wie ein fünfjähriges Kind — ohne den elementaren Sinn für bildneriſche Wiedergabe und zeichneriſche Abſtraktion, wie ſie zum Beiſpiel jeder Indianer beſitzt.

Aufgeweckte Burſchen wie den Barbier aus Conſtantine, deſſen Mutter eine Ägypterin, deſſen Vater ein Araber war, trifft man ſelten. Bei den meiſten ſtößt man auf eine unglaubliche Stupidität, ohne irgendwelche politiſchen oder ſonſtigen Intereſſen. Das ſchließt natürlich eine gewiſſe kindliche Verſchlagenheit nicht aus. Faſt alle Farbigen, wenn ſie zu uns herüberkommen, fragen, ob es keine Türken bei uns gäbe. Manche äußern den ſonderbaren Wunſch, ſofort auf ſeiten der Türken gegen die Franzoſen kämpfen zu wollen. Aber ſolche Äußerungen nehmen wir heute mit großer Vorſicht auf. Meiſt wollen ſie dadurch nichts als einen guten erſten Eindruck machen. Nach ein paar Tagen reden ſie nichts mehr davon.

Flug an die Front

Westfront, Juli 1916.

Am Vormittag war beim Generalkommando des ...ten Korps die Meldung eingelaufen, daß nach den Aussagen mehrerer Gefangener auf den Wiesen bei X. — 9 Kilometer hinter der feindlichen Front — gewaltige Munitionsbestände lagern sollten. Diese Wiesen waren durch gewisse dunkle Streifen auch unsern Fliegern schon aufgefallen. Aber irgend etwas Sicheres hatte sich nicht feststellen lassen. Jetzt ward sofort die Artillerie unterrichtet. Eine schwere Batterie schoß sich ein. Den ganzen Nachmittag lagen die Wiesen unter unserm Feuer. Abends sollte vom Flugzeug aus der Erfolg unserer Beschießung festgestellt werden. Der Kommandant des Flughafens hatte nichts dagegen, daß ich auf diesem Beobachtungsflug mitflog.

Gegen 6 Uhr kamen wir auf dem Flugplatz an, der auf einer Höhe im Norden des Dörfchens Z. lag. Ein frischer Wind blies aus Nordost und zerrte an den weißen Apparaten, die eben ihre Schuppen verlassen hatten. Es ging lebendiger als sonst hier zu. Eben war ein Generalstäbler aus dem Großen Hauptquartier im Flugzeug angekommen. Er stand in einer Gruppe und plauderte. Nach 10 Minuten flog er nach Richtung Westen ab. Ein neuer Apparat aus Deutschland ging nieder — geführt von einem jungen Vizefeldwebel. Alles drängte sich um den blanken weißen Körper und prüfte und betastete jedes seiner Glieder. Telephonmeldungen kamen an und gingen ab. Aus dem Walde tauchte mit Flinte und Jagdhund spazierend ein Flieger auf. Er ward von mehreren beglückwünscht. Ein ostpreußischer Förster. Erst seit vier Wochen draußen. Er hat vormittags seinen ersten Gegner abgeschossen. Gegen 6½ Uhr startete ein Doppeldecker in Begleitung eines Fokkers mit dem Auftrag, die feindlichen Batterien am Rande des Wäldchens A. noch einmal zu photographieren.

Wir saßen auf dem grünen Rasen — abseits von dem Gebrüll des Motors. Ein Sonntagabend. Das Korn wogte schon gelblich im Winde. Aus den Wäldern im Tal klang eine Kapelle herauf. Dort unten lagerte ein zurückgezogenes Jägerbataillon bei Bier und Musik. Im Süden über der grauen Silhouette von M. standen die Rauchfahnen der ersten feindlichen Einschläge.

Nun wird der Apparat des Kommandanten aus dem Schuppen gezogen. Hauptmann G. ist einer unserer tüchtigsten Flieger — kein Blender — er fliegt, seitdem in Deutschland Apparate gebaut werden. Ein stiller Mann. Wir hatten den Abend vorher lange über die Jungtürken und den englischen Imperialismus, über Schweden und die Zukunft Frankreichs debattiert. Jetzt tritt er aus seinem kleinen Blockhaus am Waldrand und winkt.

Wir springen auf. Ich ziehe Pelzjacke und Mantel an, stülpe den Helm auf — ein paar dicke Schals um den Hals und Handschuhe

an, die bis zum Ellenbogen gehen. Im Nu hocke ich in dem Vordersitz. Der Motor zittert. Der Propeller springt an. „Alles frei?" — „Alles frei." — Und schon sausen wir über den grünen Rasen der Anhöhe hin. Noch zittert der weiße Vogel in allen Gliedern. Aber jetzt ein Ruck. Das Zittern hört auf. Wir schweben. Eisig kalt peitscht der Wind das Gesicht. Der Motor wirbelt heulend in den leeren Raum. Der Höhenzeiger rückt. Wir steuern südwärts an die Front.

Es fliegen täglich tausend Menschen allein im Westen. Die meisten zwischen Leben und Tod. Was vor ein paar Jahren Ereignis war, kann heute nur Erlebnis sein. Es wäre lächerlich, dies beschreiben wollen. Man sitzt ergriffen still. Die Welt wird klein und da unten liegt das zerstampfte Frankreich, liegt unser Waffenvolk in zerschossenen Dörfern und gelben Gräben. Es ist ein Juliabend, und der Weltkrieg nähert sich seiner Krisis.

Den heftigen Wind merken wir an dem fortwährenden Stoßen des Apparates. Als ob die Luft ein fester Körper wäre, so stoßen wir an — und jedesmal erbebt der wunderbare Körper dieses künstlichen Vogels, zu dem der kleine Flugsamen einer Algenart lebendiges Modell gestanden hat.

Wir fliegen über eine kreisrunde Bergruine. Ein Fesselballon bleibt stumpf und schwerfällig tief hinter uns liegen. Wir fliegen über Wiesentäler und über das kunstvolle Gewirr unserer hinteren Stellungen. Die weißen Landstraßen schlängeln sich wie weiße Bänder. Wer Hunderte von Fliegerphotographien gesehen hat, den kann die Perspektive aus 2000 Metern an sich nicht überraschen. Aber nun taucht vorwärts über dem metallenen Rand des Sitzes das Kampffeld auf — die Schlacht — die weißen Trichter — die aufgewühlten Hügel, über welche Schwaden blauen Rauches ziehen. Ein dunkelgrüner Wald, der in einer gelben, kahlen, zerfleischten Spitze endigt, aus welcher graubraune Erdfahnen emporbrechen. Mitten aus den offenen Feldern züngeln die Abschüsse der Batterien. Zahlreiche, grünliche Wassertümpel leuchten neben einer weißen, ausgebrannten Dorfruine. Alles klein — wie das Weihnachtsspiel eines irren Gottes.

Plötzlich stockt der Motor. Wir gleiten nach unten. Die Propeller singen kraftlos. Hauptmann G. brüllt mich von hinten an. Ich reiße mich herum. „Sehen Sie?" — Der Hauptmann weist mit der Linken nach vorn. — „Das Munitionslager brennt." Ich blicke scharf nach vorn. Richtig — ganz hinten, wo die Ebene sich grau verliert, leuchten drei, vier rotgelbe Feuersäulen auf. Sie sinken zusammen. Neue spritzen hoch. Das ganze Lager scheint zu brennen und nach und nach in die Luft zu fliegen.

Einen Augenblick nur gleiten wir. Dann springt der Motor wieder an und aufs neue stürmt der weiße Möwenleib mit uns nach oben. Trotz des dicken Mantels beginnen mir die Glieder jetzt zu frieren und die Augen tränen hinter der dicksten Schutzbrille. Wir fliegen nun die rauchende Front entlang — immer noch ein Stück vor unserer

Linie — aber von oben schienen mir die feindlichen Gräben direkt unter uns zu liegen. Wir flogen 30 Kilometer westwärts — über feuernde Batterien, über ein brennendes Gehöft, über vergaste Wälder. Auf einer staubig weißen Landstraße zog eine dünne schwarze Kolonnenlinie. Der Wind faßte uns jetzt von der Seite. Manchmal schwankte der Apparat. Manchmal schien er mir hundert Meter tief zu sacken. Als wir in plötzlicher Kurve wenden, stehen die bunten Dorf- und Wälderquadrate plötzlich über meiner linken Schulter. Ein Schwindel wie in einer Hexenschaukel kommt mich an. Aber jetzt stürzen wir wieder gerade vorwärts — auf die schwelende braune Höhe 304 zu. Wolkenfetzen gleiten an uns vorüber — durchsichtig, blaugrau. Tief unter uns platzen feuerspritzend kleine Wolken. Die bleiche Waldnase von Avoucourt zuckt unter Hunderten von Einschlägen. Wir sehen einen Riesenkampf von Geschützen unter uns rauchen und leuchten. Aber wir hören nichts als das Gebrüll unseres Motors. Immer noch gehen am grauen Horizont vor D. die Feuerbüschel des brennenden Munitionslagers ruckweise hoch.

Plötzlich stockt der Motor wieder. Der Hauptmann stößt mich an und schreit: „Ein Fokker — oben rechts.“ — Ich reiße mich hoch. Oben schräg über unseren Flügeln ein himmlisches, nein menschliches Wunder: ein grauer Fokker glitt über uns hinweg. Er „ölte“ stark — ein langer, dunkler Schweif zog hinter ihm her. Die dunkle Silhouette eines Menschenkopfes hob sich über den Rand. In dem endlosen Raum — ohne Halt, ohne Maß — ein Mensch, ein Gefährte der Wolken — 2000 Meter über dem Weltkrieg. Unwillkürlich schließt man die Augen und denkt an eine lange Meerfahrt und an einen weißen Klipper, der nach wochenlanger Einsamkeit am Horizont auftaucht und wieder verschwindet.

Dreimal zogen wir die Front entlang, dreimal zurück. Einmal riß uns etwas schräg zur Seite, einmal in die Tiefe. Einmal stand eine Kirche senkrecht über meinem Kopfe. Meine Beine waren jetzt steif wie ungegerbtes Leder. Endlich warf der Hauptmann die Maschine zum letzten Male herum. Mit dem Winde steuerten wir heimwärts.

Aber nun gerieten wir ganz in die Wolken. Und das war das einzige Mal, wo ein Gefühl der Unsicherheit mich überkam. Zuerst waren es kleine wollige Fetzen, die wir überholten — dann dicke Klumpen, die ineinander wühlten und brodelten — dann saßen wir plötzlich mitten drin. Und über und neben und unter uns standen dichte, weiße, stumme Schleierwände. Es gab kein Unten und Oben mehr. Standen wir still? Jagten wir gegen eine Wand, die uns im nächsten Augenblick zerschmetterte? Sinnlos, ziellos strebten wir durch das weiße Nichts — nur das Brüllen der Propeller verband uns mit der Erde. — Aber plötzlich stürzte der ganze Spuk zusammen. Eine blaue Kuppel leuchtete über uns auf — und die gelben und grünen Quadrate der Acker und Wiesen und Dörfer, der ganze bunte Mantel der Mutter Erde entrollte sich zu unseren Füßen. Wieder stockte der

Motor. Das leiſe, matte Singen der Propeller begann. Den ſtumpfen Kopf faſt ſenkrecht nach unten, in langen Spiralen, ſo ſtieß das weiße Wundertier jetzt durch den Raum hinab. Immer breiter wurde der Fluß — immer flockiger die grüne Maſſe des Waldes. Die Kuppe des Flugplatzes mit den weißen Apparaten, dem dunkelbraunen Schuppen trat immer greifbarer aus der bunten Fläche auf. Noch einmal ſprangen die Propeller an. Der Hauptmann riß die Maſchine weiter weſtwärts. Dann aber ſenkte ſie ſich in einem langen Bogen zu Tal. Ohne Ruck, ohne den geringſten Anſtoß gewannen wir die Fühlung mit der grünen Erde wieder.

Als ich aus dem Flugzeug ſtieg, merkte ich, daß ich nicht hören konnte. In beiden Ohren ſang es den ganzen Abend wie die Pfeife einer Lokomotive. Der Hauptmann aber hängte ſich ans Telephon: „Meldung aufgeben ans Generalkommando! Soeben ausgeführter Beobachtungsflug von Hauptmann G. ſtellte ausgezeichnete Wirkung unſerer Artillerie feſt. Munitionslager auf den Wieſen nördlich von D. ſteht in Flammen.“

Minenkrieg bei Givenchy

Großes Hauptquartier, 26. Mai 1916.

Am Abend des 21. Mai hatten unſere Schleswig-Holſteiner ſüdweſtlich von Givenchy-en-Gohelle die Engländer angepackt und von den weſtlichen Hängen der Givenchyhöhe hinuntergeworfen. Am Morgen des 22. Mai — die ganze Nacht hindurch hatten wir das Artilleriefeuer der engliſchen Gegenangriffe bis Douai hin gehört — ſtanden wir auf dem Gefechtsſtand der ſiegreichen Diviſion. Das vielumkämpfte Schlachtfeld der Loretto- und der Vimyhöhen mit ſeinen Schornſteinen und Schutthalden, Arbeiterkolonien und hochragenden Foſſen lag wieder einmal vor uns.

Manches hat ſich hier oben geändert ſeit dem letzten Herbſt und der großen franzöſiſch-engliſchen Offenſive. Damals lagen noch die Soldaten der Republik den Unſeren gegenüber — heute ſind es Londoner Territorialregimenter. Damals lief unſere Front von hier ziemlich gerade nordwärts bis nach La Baſſée — heute ſchießt uns der Engländer aus dem Vorſprung von Loos in die Flanke. Die blutigen Kämpfe um die Lorettohöhe, um Dorf Souchez und um Neuville gehören der Vergangenheit an. Von dem wichtigen Höhenrücken, der mitten durch das Kohlenbecken von Lens aus Nordweſten nach Südoſten zieht, hat der Gegner endgültig die nordweſtliche Hälfte, die Lorettohöhe, behalten. Beide Hälften werden durch den Souchezbach getrennt. Alles, was ſüdöſtlich dieſes Baches liegt, die Gießlerhöhe, die Givenchyhöhe und die Höhe von Vimy, iſt in unſerem Beſitz. Dabei ſind die Vorteile für beide Gegner ungefähr gleich: der Engländer

hat von der Lorettohöhe aus eine glänzende Beobachtung in unſer Anmarſchgebiet — dafür ſehen wir ihm von den Vimyhöhen aus weit in ſeine rückwärtigen Verbindungen.

Bis zum 22. Februar freilich ſaß uns der Feind an einer Stelle tief in der eigenen Front. Das war auf der Gießlerhöhe — einer Art Riegel vor dem Givenchy- und dem Vimyrücken. Von dieſer wichtigen Höhe aus ſah er uns gegen Norden teilweiſe direkt in den Rücken. Unſere ganzen Gräben im ſogenannten Großen und Kleinen Angreswäldchen haben während des Winters unter dieſer feindlichen Sicht lange gelitten, bis am 22. Februar ein glänzender Sturm unſerer Landsleute von der Waſſerkante die Engländer von dieſer Höhe hinunterwarf. Seitdem zieht ſich unſere Linie ungefähr am diesſeitigen Fuße der Lorettohöhe und am jenſeitigen Abhang der Gießler-Givenchy-Vimy-Höhe entlang.

Die „Vimyhöhen" — wenn wir unter dieſer Bezeichnung einmal den ganzen Rücken zwiſchen Souchezbach und Vimydorf verſtehen wollen — ſind in den letzten Monaten der Schauplatz ſchwerer Minenkämpfe geweſen. Von der einen Seite bohrten die Engländer, von der anderen wir. Dabei waren die Engländer im natürlichen Vorteil, weil ſie an den Abhängen unter uns ſaßen. Hier wie bei Saint-Eloi, dem anderen Hauptſchauplatz des weſtlichen Minenkrieges, verwendete der Gegner große Kolonnen aus England herbeigeholter Minenkompagnien, ſogenannter „Tunnelingkompagnies". Dieſe beſtehen aus Tauſenden von Bergarbeitern, Erdarbeitern und ſonſtigen Spezialiſten, an deren Spitze meiſtens Zivilingenieure ſtehen. Sie werden militäriſch überhaupt nicht ausgebildet und tragen beſondere Abzeichen. Direkt aus den Gruben werden ſie an die Front geſchickt, nachdem ſie in einem vierzehntägigen Kurſus die Ehrenbezeigungen und andere Grundlagen militäriſchen Benehmens gelernt haben.

Durch dieſe Minierkompagnien in Verbindung mit zahlloſen engliſchen Arbeitsſoldaten (den ſogenannten Fatigue men) wurden allmählich Hunderte von Stollen in die Weſthänge der Höhe hineingewühlt — nach einem raffiniert ausgedachten Syſtem mit Zuhilfenahme aller techniſchen Hilfsmittel. Kein Tag verging zuletzt, ohne daß eine Mine in die Luft flog oder ein Stollen abgequetſcht wurde — durch uns oder durch die Engländer. Mir haben Spezialkarten und Fliegerphotographien vorgelegen, die auf einer Frontlänge von etwas mehr als zwei Kilometer nicht weniger als 25 offene Rieſentrichter aufwieſen. Einige von dieſen Trichtern waren 70 Meter breit und 20 Meter tief. Immer mehr wurden wie bei Saint-Eloi dieſe Trichterſtellungen das Charakteriſtiſche dieſes ganzen Frontſtücks. Sie werden mit Ziffern (1, 2, 3 uſw.) und Buchſtaben (a, b, c uſw.) oder mit Namen bezeichnet (zum Beiſpiel Transfeldtrichter). Sie haben ihren eigenen Kommandanten. Der Kampf um einen friſchgeſprengten Trichter gehört zum Schauerlichſten des ganzen Stellungskrieges. Manchmal fallen ſeine Ränder ſteil ab. Tag und Nacht, jeden Augen-

blick muß die ganze Grabenbesatzung eines solchen Abschnitts darauf gefaßt sein, in die Luft zu fliegen. All das kostet Blut und frißt Nerven. Zwar hatten wir von den achtzehn Trichtern innerhalb des zwei Kilometer langen Angriffsabschnitts fünfzehn besetzt. Trotzdem herrschte seit Wochen bei Führern und Mannschaft der dringliche Wunsch, sich durch einen kühnen Vorstoß von diesem immer unerträglicher werdenden Minengebuddel zu befreien und die feindlichen Maulwürfe, wenn irgend möglich, über die Eingänge ihrer Stollen hinaus zu werfen.

Als Angriffsabschnitt wählte man eine zwei Kilometer lange Strecke des Westabhanges, deren Mittelpunkt genau da lag, wo die englische Linie an einer kleinen Stelle den Rand des Höhenrückens in hundertdreißig Meter Höhe erreichte. Dabei hatte der linke Flügel unserer Stoßgruppe in seinem Rücken das Zahnstocherwäldchen, einen völlig zerfetzten Ausläufer des Waldes von La Folie, jenes heute völlig zerschossenen weißen Gehöfts, das ich im Frühjahr 1915 genau beschrieben habe.

Hauptzweck und Ziel dieses Angriffes war so in den örtlichen Gegebenheiten dieses Frontabschnitts selbständig erstanden: Zurückwerfen der Engländer über ihre Stolleneingänge hinaus und damit Befreiung von dem opferreichen Minenkrieg, wenigstens für einige Zeit. Daneben versprach eine Offensivaktion gerade an dieser Stelle noch andere Erfolge. Zunächst würden die Engländer durch einen erfolgreichen Vorstoß gänzlich von dem Kuppenrand hinuntergeworfen. Zweitens würde ein Gelingen der Aktion unsere Front verkürzen, die gerade hier einen Bogen in unsere eigene Linie hinein beschrieb. Endlich mag noch eine Nebenerwägung mitgespielt haben. Es wurde in letzter Zeit bei Gegnern und Neutralen so viel von englischen Offensivabsichten geredet und geschrieben. Da konnte es nicht schaden, wenn man gerade diesem Gegner wieder einmal einen Schlag versetzte.

So ward beschlossen, am Sonntag den 21. Mai, gegen 10 Uhr abends, auf der angegebenen Strecke vorzustoßen. Ziel war die alte „Prinz Reuß-Stellung", eine Linie, die sich in einer Entfernung von 100 bis 400 Meter unterhalb unserer Front am Abhang der Vimyhöhen entlang zog. Alsbald begann man mit den Vorbereitungen.

Ein Sturm auf den Vimyhöhen

Großes Hauptquartier, 27. Mai 1916.

Die Vorbereitungen für den für Sonntagabend angesetzten Angriff gegen die Engländer begannen mit einer nochmaligen genauen Erkundung der feindlichen Stellung. Jede Sappe, jeder Stolleneingang, die Stellung eines feindlichen Maschinengewehres, eines vorgezogenen Geschützes, eines Minenwerfers wurde noch einmal nach-

geprüft. Desgleichen die Position der feindlichen Batterien. Die mögliche Kraft ihres Sperrfeuers wurde genau in Rechnung gesetzt. Ebenso wurde auf jede feindliche Bewegung doppelt scharf geachtet. Deuten etwa die kleinen Rauchwolken, die von Zeit zu Zeit aus dem ersten Graben schlagen, auf Versuche zu einem feindlichen Gasangriff? Sind im Zusammenhang damit die blanken Gegenstände, die drüben von Zeit zu Zeit auf dem Grabenrand liegen, etwa Gasflaschen? Was schanzt der Feind in den letzten Tagen am Cabaret rouge?

Diese Erkundungen geschahen auf allen bekannten und unbekannten Wegen: vom Fesselballon aus, vom Flugzeug, aus den vordersten Sappen durch direkte Beobachtung. Auch Gefangenenaussagen wurden genau geprüft und jedes ihrer kleinsten Ergebnisse in Rechnung gestellt.

Zu diesen vorbereitenden Erkundungen kam der eigentliche Aufbau des Angriffs in unseren Linien. Munition wurde ergänzt und in Sammelstellen angehäuft, Baumaterial zum sofortigen Eingraben in der neuen Stellung herangeschafft, Proviant gestapelt — für jeden Stürmenden, denn man wußte nicht, wie bald die regelrechte Verbindung nach vorn geschaffen würde. Die Sturmkompagnien übten — eine jede Gruppe ihre Funktion. Die eine hatte Gräben zu verdämmen, die andere Gegenangriffe abzuwehren, diese baute Maschinengewehre ein, jene schleppte dicht hinter den Stürmenden Draht und Balken heran, jeder Zug, jeder Mann wußte genau, an welcher Stelle und welche Arbeit er in eiserner Unbekümmertheit um alles, was rings um ihn vorging, zu verrichten hatte.

Am Donnerstagmittag begannen unsere schweren Minenwerfer ihre Arbeit. Zweieinhalb Tage lang tanzten die dicken gefürchteten „Rum jars" oder „Coal boxes", wie die Engländer sie nennen, durch die Luft in die feindlichen Gräben hinein. Dieses Minenfeuer hat, wie fast alle Gefangenen am nächsten Morgen mir bestätigten, unter den Engländern, die ihre ersten Gräben besetzt hatten, grausig gewütet.

Der Sonntag kam. Ein strahlender warmer Frühlingstag — mit Lerchen und blühenden Feldern wie einst, wenn Tausende von Familien aus dem Kohlenbezirk auf den Kapellenberg von Loretto oder in das Gehölz von La Folie ihren Sonntagsausflug machten. Den ganzen Tag heulten die unsichtbaren Kurven der Geschosse über die Linien hinweg, die deutschen aus allen Verstecken zwischen Lille und Arras, die englischen aus dem Loosvorsprung, aus Bully-Grenny, aus dem Walde von Bouvigny. Hoch auf spritzten die Erdfahnen aus den braundurchwühlten Hängen des ehemaligen Ausflugsberges.

Ein gut geleitetes modernes Artilleriefeuer ist ein Kunstwerk. Viele hundert Kanonen, versteckt in Wäldern, Erdfalten, Häusern, Ruinen, verteilt auf einen weiten, unübersehbaren Kompler, alle auseinandergerissen und doch alle verbunden durch zahllose Drähte, die zusammenlaufen in der Zelle des Kommandeurs. Ein Kunstwerk — keine Maschine. Denn alle diese Feuerrohre gehorchen einem Gesetz — nicht

mechaniſch, leblos, ſondern elaſtiſch, lebendig. In immer neuen Variationen und Kombinationen kann der moderne Artillerie-Kommandeur einen Teil hierhin, einen anderen dahin lenken, hier ſchwächen und dort verſtärken. Er kann plötzlich das Feuer all dieſer Rohre auf einen einzigen Punkt werfen und kann es im nächſten Augenblick wie einen breiten Fächer nach drei Seiten ſtreuen. Dieſe ſouveräne Beherrſchung gewaltiger Feuermaſſen, dieſe innere Syſtematik des Artilleriekampfes hat erſt dieſer Krieg gebracht. Aus dem Stadium des empiriſchen Handbetriebes iſt die Artillerie durch dieſen Krieg in das Stadium des geſetzmäßigen Großbetriebes getreten.

Den ganzen Sonntag ſaßen unſere Artilleriebeobachter in den vorderſten Gräben und verfolgten drüben jeden unſerer Einſchläge. Gegen ſechs Uhr abends begann ſich ein konzentriſches Feuer auf den feindlichen Angriffsabſchnitt zu legen — aus allen unſeren Rohren. Gleichzeitig wurden alle Minenwerfer auf die feindlichen Drahthinderniſſe eingeſetzt. Das Feuer ſteigerte ſich allmählich zum intenſiven Trommelfeuer. Bei allen Batterien, in allen Gräben, waren immer wieder alle Uhren miteinander verglichen worden. Pünktlich auf die Sekunde 9 Uhr 46 Minuten ſollte das Feuer plötzlich abbrechen und dann der Sturm beginnen.

Seitdem die feſt eingebauten Stellungen des Grabenkampfes für jeden Sturm eine ſtarke Artillerievorbereitung erfordern, hat man beim Gegner wie bei uns verſchiedene und immer wechſelnde Methoden des Sturmbeginnes angewendet. Zuweilen wird ſofort mit dem Moment des Schweigens der eigenen Artillerie geſtürmt. Manchmal wird eine genau verabredete Pauſe eingelegt. Meiſtens ſpringt zu angegebener Stunde das Feuer plötzlich ein paar hundert Meter vorwärts auf die feindliche Reſerveſtellung und der Sturm auf die zerſchoſſenen Gräben geht unter dem ungeſchwächten Sperrfeuer der Artillerie vor ſich. Neulich haben die Franzoſen nach einer ganz neuen Methode geſtürmt. Zwei Stunden Trommelfeuer — plötzliche Pauſe. Alles bei uns in den Gräben ſteht bereit zur Abwehr. Plötzlich wieder Trommelfeuer — eine Stunde lang — dann wieder Pauſe. Und das wiederholte ſich, bis endlich beim fünftenmal der Gegner aus den Gräben kam.

Es geht auf neun Uhr. Die Dämmerung nimmt zu. Über den feindlichen Stellungen lagert eine immer dicker werdende dunkle Wolke, eine immer höher ragende Wand von Staub, Rauch, Dreck und Gas. Jetzt ſcheinen die Engländer unruhig zu werden. Ihr Antwortſchießen wird lebhafter. Aber es kommt nicht zur vollen Entfaltung. Die Wand ſteigt weiter und bewegt ſich langſam auf die Lorettohöhe zu — allen engliſchen Beobachtern die Ausſicht nehmend. Die Dämmerung ſenkt ſich tiefer herab. Die dunkle Wand wird zu einem rieſengroßen Vorhang zwiſchen Himmel und Erde. Alles wird unheimlich und geiſterhaft. Engliſche Gasgranaten platzen in unſeren Linien und verbreiten einen gelblichweißen Schein, der langſam wie ein Ölfleck nach

allen Seiten ſich verbreitet. Fortwährend laufen Meldungen ein — von der Artillerie — von den Infanteriebeobachtern, von den Feſſelballons, die das Feuer der feindlichen Batterien beobachten.

Mit der Uhr in der Hand ſtehen alle Führer da — vom Artilleriekommandanten bis zum jüngſten Unteroffizier. Unaufhörlich praſſeln die Einſchläge vor unſeren Linien nieder. Sie ſpritzen Eiſen, Erde, Feuer. Zwei Minuten noch... eine Minute. Plötzlich eine Pauſe... eine drückende Stille... beängſtigend, als ob der Himmel zur Erde fiele. Zehn... zwanzig... dreißig Sekunden. Plötzlich brüllen die Rohre wieder los. Sie ſind umgeworfen, weiter nach vorn. Und im ſelben Augenblick — eine Minute nach Vorlegen des Feuers — brechen unſere Hamburger, Lübecker, Huſumer, unſere Apenrader und Ratzeburger aus ihren Trichtern und Sappen heraus — vorwärts, über das aufgewühlte Minengelände hinab in die engliſche Stellung.

Im Gefechtsſtand ſind alle Gläſer und Scherenfernrohre nach vorn gerichtet. Alles bangt, alles wartet auf das verabredete Zeichen. Haben die Engländer etwas gemerkt und ſtehen gerüſtet? Wird der Angriff abgeſchlagen? Müſſen unſere Tapferen zurück?

Nein... da — nach drei, vier Minuten — längs des ganzen Angriffsabſchnittes... plötzlich leuchtet es auf: von grellen, weißen, ſieghaft ſtrahlenden Raketen, lückenlos eine neben der anderen, eine leuchtende Schnur, das von allen erſehnte Zeichen:

„Wir ſind in der feindlichen Stellung!“

Nach dem Angriff

Großes Hauptquartier, 28. Mai 1916.

Mit einer ſolchen Wucht waren an jenem Abend des 21. Mai unſere Schleswig-Holſteiner vorgeſtoßen, daß ſie an den meiſten Stellen weit über die vorgeſchriebene Linie, die alte Prinz-Reußſtellung, hinausgepreſcht wurden. Erklärlich im Dunkel der Nacht, wo die angegebenen Linien ſchwer zu erkennen ſind — im Schwung nach vorwärts, wo jeder dem Feinde möglichſt ſchwere Verluſte beibringen will.

Der Engländer war zweifellos durch unſern plötzlichen Vorſtoß überraſcht. Das zeigte das Verhalten der feindlichen Grabenbeſatzung, die anfängliche Verwirrung der engliſchen Artillerie, das haben die Gefangenenausſagen am nächſten Tage beſtätigt. Aber trotzdem war ſein Widerſtand wie gewöhnlich — zäh erbittert bis zum letzten Augenblick. Sobald er ſich von der erſten Beſtürzung erholt hatte, kämpfte er wie ein Berſerker. So brachte eines unſerer Regimenter aus dem am wildeſten umkämpften Abſchnitt der Front zwei Maſchinengewehre, aber keinen einzigen Gefangenen mit.

Natürlich gelingt es trotz allen Artillerie- und Minenwerferfeuers niemals, die ganze Stellung eines Gegners restlos einzuebnen. So kam auch in dieser Nacht eine Kompagnie vor einen noch völlig unversehrten feindlichen Graben, aus dem ihr ein wildes Maschinengewehrfeuer entgegenschlug. Tollkühn stürzten sich unsere Handgranatentrupps, ohne eine Sekunde zu zögern, in das Feuer, überrannten alle Hindernisse und nahmen in einem kleinen Grabenstück allein zwei Maschinengewehre und 42 unverwundete Engländer (darunter 2 Offiziere) gefangen. Auch von den feindlichen Minenwerfern — geschickt in die Erdfalten des Abhanges eingebaut — waren natürlich nur einige erledigt. Sie und eine Reihe von Maschinengewehren, die in den Flankierungsgräben der feindlichen Stellung eingebaut waren, machten unsern Leuten schwer zu schaffen. Trotzdem saßen alle bald fest in den neuen Trichtern und Gräben. Die Bau- und Schanztrupps waren ordnungsgemäß zur Stelle. In dem unheimlichen Schein der schnell aufsteigenden, langsam niederschwebenden Leuchtkugeln begann alsbald hinter der schützenden Wand der sofort mit Handgranaten und Maschinengewehren eingegrabenen neuen Sturmstellung das Abdämmen und Einrichten der neuen Gräben. Schlaf, Hunger, Durst, Mitleid mit den Sterbenden und Verwundeten — niemand dachte zunächst an etwas anderes als an die Sicherung der neuen Gräben gegen den kommenden Gegenangriff. Dabei war von besonderer Wichtigkeit das sofortige Besetzen der feindlichen Stolleneingänge und die vorläufige Unschädlichmachung der Minen. Durch all diese harte Arbeit in unaufhörlichem Störungsfeuer des Feindes ging doch ein Gefühl der Befriedigung — diese drohenden Maulwurfsgänge des Feindes jetzt fest in eigener Hand zu haben.

Nachdem die Stellung einigermaßen ausgebaut war, ging man an das Fortschaffen des erbeuteten Materials: Gewehre, Handgranaten, Ausrüstungsgegenstände. Aber auch eine Menge von Konserven, bestes Corned beef, Weißbrot, alter Chesterkäse, Haufen von Dosen vorzüglicher Marmelade wurden gefunden. Zwischen den Toten und Verwundeten, die jetzt allmählich abtransportiert wurden, sah man im Schein der Raketen hungrige Männer, die mit den Seitengewehren große Blechbüchsen aufbrachen.

Der Abtransport der Gefangenen ging nicht ohne Zwischenfälle vor sich. Manche begannen plötzlich Widerstand zu leisten oder warfen sich auf die Erde und benahmen sich wie toll. Viele waren vollkommen erschöpft und nervös stark mitgenommen. Eine ganze Reihe von ihnen sprach ich am nächsten Morgen im Dorfe H. Einige lagen apathisch auf dem Stroh und fuhren erschreckt zusammen, wenn man sie etwas fragte. Andere wieder rauchten und erzählten vergnügt, was man wissen wollte. Alle waren von oben bis unten voll von gelbem, trockenem Lehm. Das Regiment war ein Londoner Territorialregiment. Manchen Typen sah man den „Arbeiter" aus dem schlimmsten slump in Whitechapel an. Aber auch prachtvolle Gestalten waren darunter

mit guten Schädeln und selbstbewußten Zügen. Einige hatten ihre Füße entblößt, die merkwürdig sauber und weiß waren.

Aber die Nacht war noch nicht zu Ende. Schon gegen 11 Uhr stellten unsere Artilleriebeobachter fest, daß der erste englische Gegenangriff im Gange war. Im Nu war das gesamte Feuer unserer Kaliber vor den bedrohten Abschnitt geworfen. Der Angriff mißglückte. Gegen Mitternacht setzte ein zweiter ein, um halb fünf Uhr morgens ein dritter, und eine halbe Stunde später schon ein vierter und letzter. Die ganze Nacht stiegen hüben und drüben Raketen in allen Farben. Das Feuer dröhnte und heulte die ganze Nacht hindurch. Aus allen Verstecken spieen die zahllosen Rohre ihre gelben Flammen. Dunkelrot spritzte es vorn auf den umkämpften Hängen aus den Einschlägen auf. Wie kleine grelle Blitze leuchteten über unseren hinteren Stellungen die englischen Schrapnells. Aber alle Angriffe erreichten nichts. Sie kosteten dem Feinde schwere Verluste und bewiesen nur, wie wichtig ihm das von unseren Niederdeutschen entrissene Stollenterrain war. Als der Morgen anbrach, konnten allein vor der Stellung eines einzigen Regiments 250 tote Engländer gezählt werden. Unsere eigenen Verluste waren durch die geglückte Überraschung in der Mitte sehr gering geblieben.

Den ganzen Tag zitterten diese nächtlichen Ereignisse noch durch den Abschnitt. Bei der geringsten Bewegung entstand eine Höllenkanonade. Noch gegen Mittag entdeckte man in unserer neuen Stellung ein Engländernest. Die Leute wollten sich nicht ergeben. Wenn jemand nahte, warfen sie mit Handgranaten. Im Laufe des Nachmittags erhielt die Division die Nachricht, daß der Feind in der kommenden Nacht einen Handgranatenangriff ohne Artillerievorbereitung plane. Sofort wurde die Artillerie instruiert. Alle unsere Rohre schossen sich auf die bedrohte Stelle ein. Die ganze Nacht stand alles parat. Bis Mitternacht regnete es. Aber gegen Morgen griffen die Engländer wirklich noch einmal an. In dichten Wellen — mit kurzen Abständen — brandeten sie gegen unsere neue Mauer. Nicht einen Meter gewannen sie zurück.

An jenem Morgen — wir kamen gerade aus der vordersten Stellung am Souchezbach zurück — trafen wir einen Mann aus Neumünster, der eben verwundet war: Handgranatensplitter am Kopf. Wir fragten nach dem englischen Angriff und wie weit sie in unsere Gräben gekommen wären.

„Die erste Welle bis dicht an die Brustwehr. Aber wir waren scharf auf Posten. Die meisten sind erledigt, die anderen bürten aus."

Im Sappenkopf an der Lorettohöhe

Großes Hauptquartier, 29. Mai 1916.

Im Zechengebiet von Courrières. Tiefe Nacht. In der luftigen Mansarde einer Bergarbeiterwohnung. Unaufhörlich poltern die schweren Kolonnenwagen über das Straßenpflaster. Die dünn gebauten Häuser der Arbeiterkolonie zittern. Ab und zu huscht am gardinenlosen Fenster der Schein der Automobillichter vorbei, die von und nach dem Gefechtsstand sausen. An Schlaf nicht zu denken. Die Uhr leuchtet zwei — drei. Immer neue Eisenräder knarren, dröhnen über die Straße. Dazwischen das helle Klingen der Hufe. Ab und zu der verschlafene Ruf eines Kutschers.

Gegen vier Uhr wandern wir hinaus. Durch diese maßlos traurigen Zechendörfer. Am Denkmal von Courrières vorbei. Zwischen steil abfallenden Schutthalden, schlanken Essen, phantastischen Glaspalästen, aus denen Riesenräder ragen — einst Fördermaschinen und belebte Schachte — heute versoffen, durchschossen. Auf einer Fosse ist der höchste Pavillon von einer Granate angekratzt und hängt schief in der Morgendämmerung wie die herabgerutschte Spitze eines Kuchens, über die sich die Kinder bei Tisch freuen. Ein Soldatenkino. Eine Leihbücherei. Und immer wieder diese schmalen glatten Seitenstraßen mit den kleinen roten Häusern, eines wie das andere, ohne Ende, so schmal, daß Wagen nur in einer Richtung fahren können. Eine Feldbuchhandlung. Eine Kirche — auch sie zerstört — aber nicht durch Krieg, sondern durch Steinwürfe. Ein erschütterndes Denkmal des Schmerzes — auch das Grauen dieses Krieges überdauernd: nach der Grubenkatastrophe von Courrières zogen die Frauen der Verunglückten vor diese Kirche und ließen ihren Schmerz an diesen toten Steinen und Fenstern aus. Niemand hat gewagt, sie wiederherzustellen.

Die letzten Häuser. Aus einer Ruine dampft Kaffee. Der Morgen ist kalt. Ein Mann aus Dithmarschen reicht uns einen dünnen braunen Trunk. Wir steigen in die Gräben. Es wird heller. Wir klettern auf und ab — in immer neuen Windungen — manchmal durch einen Tunnel. Der Boden ist lehmig, aber je tiefer man kommt, desto mehr Steine. Plötzlich heult der erste englische Morgengruß aus Bully-Grenay durch die Luft — hoch über uns weg. Wir stehen plötzlich am Souchezbach.

Dieser kleine Bach — kaum einen Meter breit — entspringt auf dem hinteren Abhang der Lorettohöhe, dicht unter der „Kanzel", neben der „Versammlungsmulde", die unsere Badener so gut kennen. Er schießt am „Wasserschloß" vorbei und an der „Zuckermühle" — er fließt durch die Trümmer von Dorf Souchez. Wie wichtig waren alle diese Namen uns vor einem Jahre. Heute sind sie verschmerzt, wenn auch nicht vergessen. Wir stehen im Mühlengrund des Souchezbaches. Ein paar Steinreste erklären den Namen. Dicke zersplitterte

Stämme liegen quer über den Bach geſtürzt. Ihre Zweige knoſpen. Hier war ein Wald — das kleine Angreswäldchen. Eine Brücke geht über den Bach. Das Waſſer murmelt wie im Frieden. Ein durch Volltreffer zerſchlagener Unterſtand trägt auf zwei Kreuzen die Namen der unter ihm ruhenden Toten. Am Bach liegt ein franzöſiſcher Soldatenſtiefel, aus dem ein Knochen guckt.

Weiter durch alte und neue Gräben, an Stolleneingängen vorbei (oder ſind es nur Unterſtände?), überall dieſe herrlichen, ſtillen Menſchen aus unſerer niederdeutſchen Ebene. Sie tänzeln wie Gaukler mit ſchweren, dicken Balken auf den Schultern durch die ſchmalen Grabenſtraßen. Einer ſteht tiefſinnig mit ſeinem Marmeladenbrot in der Morgenſonne. Hamburger und Bremer Zeitungen liegen herum. Aus den Unterſtänden klingen plattdeutſche Laute herauf. In dieſen lehmig braunen, ſteinigen Gräben weilen die zitternden Gedanken von tauſend Frauen aus der meerumſpülten Heimat.

Es wird Tag. Von einem Flankierungsgraben aus über den Souchezbach hinweg haben wir eine gute Sicht auf die Vimyhöhen — zuerſt in unſerem Rücken auf die Gießlerhöhe, die im Februar unſere Hanſeaten ſtürmten. Vorher ſaßen die Engländer dort drüben. Jede Bewegung in dieſen Gräben hier lag direkt unter ihrem Feuer. Heute können wir uns hier ruhig bewegen. Nur an einigen Stellen mahnt der Begleitoffizier zum Bücken. Augenblicklich liegt engliſches Feuer auf der Gießlerhöhe drüben. Kaum 200 Meter weit vor uns ſchlagen die Geſchoſſe in das zerſplitterte Givenchywäldchen ein, das ſich an der Höhe hinaufzieht — Flachbahngeſchoſſe von den Batterien auf der Lorettohöhe, die hier dicht vorm Ziel nur einige hundert Meter über unſeren Köpfen mit faſt ſpürbarem Luftdruck mehr brüllend als heulend durch die Luft fahren. Jedesmal ſpritzt drüben eine dunkle Fontaine von Erde, Holz und Steinen hoch, die ihre letzten Reſte uns vor die Füße wirft. Ein ſchaurig-ſchönes Höllentheater.

Ein kleiner Sattel bindet die Gießlerhöhe an den langen Vimyrücken, auf dem vorgeſtern abend die Nachbartruppen den prächtigen Vorſtoß machten. Wir ſehen von ſeitwärts in ihre Gräben, die durch den Grund des Souchezbaches zu uns herüberlaufen. Wenn wir vorſichtig vorwärtskriechen, ſehen wir auch die engliſchen Gräben — immer noch mit den typiſch engliſchen Sandſackverpackungen. Die Gräben ſind tief in die Erde gelaſſen. Der aufgeworfene weiße Kalk an den Grabenrändern leuchtet in der Sonne. Oberhalb der Gräben leuchten zwei Sprengtrichter engliſcher Minen. Wie Kraterberge liegen ſie dem braundurchpflügten Erdboden auf. Sie ſind beide von uns beſetzt. Dieſe weißen Kalkhaufen flößen eine Art Ekel ein, wie Eingeweide, die der Erde aus dem Leibe geriſſen ſind.

Wieder kriechen und klettern wir weiter. Wir ſind jetzt im erſten Graben. Lautlos ſtehen die Männer an ihren Stahlſchilden. Jeder hat im Spiegel ſeinen kleinen Abſchnitt vor ſich, den er Stunde um Stunde, Tag für Tag beobachtet. Er kennt jeden Stein, jedes Draht-

ſtück des feindlichen Verhaus, jeden einzelnen Sandſack nach Form und Farbe, er ſieht das Unkraut Zoll um Zoll wachſen, den Ginſter Blüten treiben.

Jetzt kommt die vorderſte Sappe, ein langer, dünner Finger, der ſich dicht an den Feind ſchiebt. Hier iſt es am ſtillſten — das ewige Schweigen der Erwartung — jedem ſieht der Tod hier über die Schulter. Wir klettern in den vorderſten Kopf der Sappe. Wir liegen jetzt dicht vor Souchezdorf — ein paar weiße Steintrümmer ſchimmern durch die Baumſplitter des großen Angreswäldchens. Das ganze Schmerzensland des vorigen Jahres liegt hier vor uns. Da zieht querab vor unſerem Graben die hochbäumige Chauſſee nach Aix-Noulette, hinter der die Lorettohöhe langſam aufſteigt. Ein paar Baumſplitter an dieſer Chauſſee — das Marokkanerwäldchen. Hinter dieſem, tief in den Abhang ſchneidend, unſere ehemalige „Schlammulde" mit dem deutſchen Soldatenfriedhof. Immer noch ſpringt in der Mitte des kahlen Kapellenrückens plötzlich die ſcharfe Silhouette des Bouvignywaldes auf, der berüchtigte „Baumaffe", eine einzeln ſtehende hohe Linde mit dem beſten Beobachterpoſten dieſer ganzen Gegend — glotzt uns immer noch in unſere Gräben. Immer noch blutet der alte, heilige Berg aus tauſend Wunden.

Es iſt Vormittag geworden. Die Sonne liegt klar auf den feindlichen Stellungen. Flieger ſurren hoch über uns. Immer lebendiger wird das Rauſchen und Heulen in der Luft. Drüben über Carency iſt ein feindlicher Feſſelballon aufgeſtiegen. Aus Lens ſchießen ein paar dicke Rauchſäulen auf. Der Tag beginnt —der wirkliche Tag. Von allen Seiten — jeder Buſch, jedes Haus, jedes Dorf, jede Foſſe wird lebendig. Mit jeder Minute haſtiger und lauter — immer ſchneller, immer mehr Batterien greifen ein in den Höllenſpektakel — in allen Tonlagen — aus allen Richtungen — Steilfeuer und Flachbahn — jeder Schuß ſo ſicher, ſo ſelbſtbewußt, ſo frech in den Morgen platzend — und doch alle mit dieſen wimmernden, jammernden Nebengeräuſchen, als zögerten ſie und ſchämten ſich.

Unter dieſen Tauſenden von unſichtbaren Geſchoßbogen wanderten wir durch die Gräben zurück. Neben uns ging ein junger Hamburger — ſeit zehn Jahren Kohlenkaufmann in Cardiff — am 3. Auguſt mit Mühe noch rübergekommen. Wir ſprachen über dieſe ſeltſamen Bogen da über unſeren Köpfen. Wenn dieſe Kurven alle farbig wären — was würden wir da ſehen? Die hohen, ſteilen Kurven der Mörſer — etwa rot. Die halbkreisförmigen Bahnen der Schiffsgeſchütze — etwa grün. Die dünnen, faſt geraden Streifen der Feldkanonen — etwa blau. Wir ſprachen über die Engländer. Sein ganzes Vermögen drüben hatten ſie ihm beſchlagnahmt, ſeine Frau erſt nach langen Monaten nachreiſen laſſen. Ja, das waren ſie nun, dieſe Engländer — da lagen ſie nun gegenüber und feuerten auf ihn. „Aber perſönlich ... nein, perſönlich haben ſie ſich untadelhaft benommen ... alle unſere Freunde ... es war genau wie vor dem 4. Auguſt ... ſie haben

meiner Frau geholfen, wo sie konnten ... persönlich sind sie fast alle gute Kerle." Wir redeten von Hamburg und seinem toten Hafen, vom Frieden und von unserer ganzen Zukunft. Unter dem Höllendonner einer richtigen deutsch-englischen Morgenkanonade redeten wir von dem großen Augenblick, wenn unser erstes Hamburger Schiff mit Flaggen und Wimpeln den Hafen verläßt — ins freie Meer.

Krieg im deutschen Land

Mülhausen, Juni 1916.

Während bei Verdun die Blüte zweier Völker um die militärische Entscheidung ringt, geht an der übrigen Westfront der blutig-aufreibende Stellungskrieg seinen alten Gang. Hie und da, im Artois, in Flandern, in der Champagne, an den klassischen Kampfstätten des Westens, lebhafter als anderswo. Aber nirgends ohne stündliche Verluste, saure Arbeit, tägliche Feldwachen, Patrouillen, Überfälle und schwere Kanonaden. Ganz Deutschland blickt heute zitternd auf das gigantische Drama in den Maasbergen. Indessen auch in den weißen Dünen von Lombartzyde, an den grünen Ufern der Aisne, im dichten Unterholz der Argonnen stehen und fallen noch immer die Kinder unseres Landes — auch in jenem kleinen oft vergessenen Zipfel Deutschlands, der seit den ersten Tagen des Krieges die feindliche Invasion erträgt.

Gewiß, dieser Zipfel ist sehr klein. Gewiß wußten wir von Anfang an, daß dieses Land unhaltbar war, so weit die Geschütze von Belfort reichen. Aber das nimmt diesem Lande und seinem Schicksal nicht die herbe Tragik, die jeder empfindet, der sieht, wie die Franzosen von den deutschen Vogesen aus in die Straßen Mülhausens gucken. Gewiß, es sind nur wenige deutsche Dörfer, von deren Rathaus die Trikolore weht, und nur zwei Städtchen — Thann und Dammerkirch — mit deren Besitz und parlamentarischen Vertretung die Franzosen jetzt seit fast zwei Jahren ihr kindliches Erlösungstheater betreiben. Aber wie könnte unser Land auch diese kleinsten und letzten deutschen Dörfer vergessen, deren Häuser zum Teil in Trümmern liegen, deren Männer in Polen und vor Verdun kämpfen, deren Frauen und Kinder ihre Häuser verlassen mußten?

Seit zwei Jahren wandert man nun im okkupierten Belgien, Frankreich und Serbien umher. Schon ist einem der Anblick verwüsteter Acker, zersplitterter Wälder, verbrannter und zerstörter Dörfer zu schauerlicher Gewöhnung geworden. Kommt man aber hier mitten in das deutsche „Loch von Belfort", so ergreift einen alle Zerstörung noch einmal wie damals im Anfang — mit der ungeheuren Wucht der ersten Tage. Soviel vermag der Gedanke: daß es deutsche Erde und deutsches Gut ist, die hier unter der Trommel des Krieges seufzen.

Deutsche Weizenfelder — sinnlos von Gräben durchschnitten und zerwühlt. Unsere eigenen Rathäuser und Schulen — zusammengetrommelt zu Schutthaufen. Die Kirche von Oberburnhaupt ragt mit einem einzigen nackten Turmsplitter hinter grünen Wäldern auf. Der große Eisenbahnviadukt von Dammerkirch mit seinen vielen stolzen Bogen ist mitten entzwei geborsten. Zweimal versuchten die Franzosen ihn wiederaufzurichten. Zweimal schlugen wir ihre Arbeiten mit unserem Feuer nieder. Krieg im deutschen Land. Wir fühlen ihn hier schmerzlicher als in Frankreich; denn niemand kann über seinen eigenen Schatten springen. Aber sein Anblick macht uns auch doppelt nachdenklich — und von hier aus wissen wir erst, was unserem Lande erspart blieb, und welches Elend unsere Invasion über die feindlichen Gebiete gebracht hat.

Wir wandern entlang der Front zwischen den Vogesen und dem Schweizer Zipfel, durch die breite, fruchtbare Ebene voll alter Dörfer, Klöster, Burgen, voll von Geschichten und Romantik, aber auch voll von den rauchenden Fabrikschloten der elsässischen Textilindustrie. Viele Dörfer in und hinter der Front sind evakuiert. Das Vieh hat man den Einwohnern zu guten Preisen abgekauft. Die Leute selber sind in Baden und Württemberg bis hinauf nach Thüringen hin angesiedelt.

Wir kommen nach Altkirch. Vor einem Jahre noch eine blühende Bürgerstadt, die von ihrem grünen Hügel herab weit in das „Loch von Belfort" hineinsah. Die alten Wirtshäuser mit den schönen Namen auf den schön geschmiedeten Eisenschildern waren voll quirlenden elsässischen Lebens. Oben aus den geöffneten Fenstern des Gymnasiums hörte man die Stimmen der Kinder und Lehrer, während zwei Kilometer von der Stadt über den Gräben die Granaten der Franzosen heulten. Heute ist Altkirch eine tote Stadt. Schlimmer als tot. Denn fast kein Haus ist zerstört. Die Häuser stehen wie im Frieden — die Gärten blühen — die Schilder locken über den Türen. Aber alles ist verlassen, öde, gemieden — wie wenn die Pest in allen Häusern wohnte. Der schattige Platz vor der Kirche ist besät mit den Ziegelsteinen, die eine Granate jüngst aus dem Kirchdach warf. Der Bahnhof, auf dem noch das letzte Zugschild nach Belfort zeigt, liegt seit langem in Trümmern.

Wir kommen nach Kloster Olenberg. Kirche und Kreuzgang, Wirtschaftsgebäude und Weinberggärten — die ganze blühende Trappistenanlage ist unter den 1000 Granaten, die der Franzose allein auf diesen Berg warf, zusammengesunken. Die deutschen Mönche sind vertrieben. Auf dem Friedhof ragen neben den schwarzen namenlosen Kreuzen der Brüder die hellen geschmückten unserer Gefallenen auf — zwischen dunklen Pinien, durch deren Zweige die verbrannte Kuppe des Hartmannsweilerkopfes herniedersieht. Olenberg lag wie Altkirch vor einem Jahre noch friedlich in der grünen Baumflut des Sundgaus da. Die Franzosen standen damals auf demselben Fleck wie heute.

Indem sie keinen Schritt vorwärts kamen, stürzte sich ihre schwere Artillerie auf die Perle ihres geliebten Alsace.

Seltsam wie diese toten Dörfer ergreift einen auch das Leben hinter dieser Front. Hier ruhen unsere Truppen nicht bei fremdsprachigen Polen und Flamen, sondern bei deutschen Bauern und Kleinbürgern. Wie anders als in Frankreich! Wenn sie hier morgens an die Frontarbeit ziehen, grüßt sie das Winken deutscher Kinder und Frauen. Hier ist die alte Romantik der die Grenze schützenden Landwehr wirklich am Platze. Wir wissen zwar, daß wir auch in Kurland und in der Champagne unsere Grenze schützen. Aber hier unten im „Loch von Belfort" verteidigen unsere Truppen handgreiflich und wirklich alten deutschen Acker und alte deutsche Dörfer.

Und dicht hinter diesen Dörfern der Feuerzone, unter den Rohren der französischen Geschütze liegt die Großstadt Mülhausen. Eine Stadt voll Rätsel für jeden Fremden. Eine Stadt, in der zweimal die Franzosen die Herren spielten. Mit einem Rathaus, auf dem sie französische Briefmarken ausgaben. Mit Gasthäusern, in denen die Kellnerinnen noch heute von ihren Gelagen erzählen. Eine unruhige Stadt — voll Flüstern und Wispern. Du hörst keine französischen Laute. Aber du siehst viele übermalte Schilder. Eine Stadt mit uralter, reicher Industrie, mit vielen prächtigen Bürgerhäusern in gut gepflegten Gärten. Viele Straßen heißen nach Frankreich: Magenta, Thiers, Le Havre. Viele Häuser sind leer. Du erkundigst dich nach den Besitzern und erfährst französische Namen und schweizerische Staatsangehörigkeit. Du trittst in das Haus eines reichen Baumwollindustriellen und siehst französische Möbel, französische Bücher, französische Zeitungen, Rechnungen und Quittungen, auf denen unsere deutsche Währung hartnäckig in Franken und Centimes umgerechnet ist — französische Bilder, über einer Karikatur auf Deutschland von Waltz-Hansi das Porträt der Haustochter, von einem jungen Pariser Künstler elegant hingeworfen. Aber auch eine Stadt mit einem gewaltigen Arbeiterviertel im Nordwesten, mit Mietskasernen und Höfen, wie sie in Dortmund und Chemnitz stehen, mit Gewerkschaften und Konsumvereinen. Und hier ist merkwürdigerweise alles deutsch. Eine seltsame Stadt — mit der Unruhe und quirligen politischen Atmosphäre der echten Grenzstadt. Alle Mädchen, auch die aus der Fabrik, gehen hier gekleidet wie in Paris. Auf dem Markt siehst du allemannische Bäuerinnen, wie sie der Schwarzwald nicht unverfälschter trägt. In den Anlagen gehen würdige, alte Herren — im Schnitt von Bürgern aus Amiens oder Cambrai. In den Hotels und Läden ist alles deutsch. Aber in den Fremdenzimmern schauen Wandbilder auf uns herab, die die Armee Bourbakis verherrlichen. Nirgends gibt es eine so rein deutsche Speisekarte wie in Mülhausen. Aber auf dem Zahnstocher findest du plötzlich den verpönten französischen Namen der Stadt. Und wenn du einen Strohhut kaufst, errötet die Verkäuferin, sobald du ihn von innen betrachtest. Denn da ist alles

noch französisch gedruckt. Eine seltsame Stadt und ein seltsamer Kriegsschauplatz — nicht wie in Frankreich — aber auch nicht wie in Ostpreußen.

Und diese ganze, weite, lärmende, leuchtende Stadt liegt Tag und Nacht unter den Rohren der französischen Artillerie, die vom Molkenrain herab in das ganze „Loch von Belfort" und in die Ebene bis über den Rhein nach Baden schaut. Sie kann jeden Tag beginnen. Mülhausen liegt unter ihr wie ein großes Spielzeug. Schon sind nach Dornach und Burzweiler die ersten Granaten gefallen. Vielleicht macht auch das den Aufenthalt in dieser Stadt so merkwürdig — dies Gefühl, hier unter französischen Augen friedlich durch die Straßen zu wandern — unter blanken Rohren, die drohend von den Bergen auf uns niedersehn.

In den südlichen Vogesen

Großes Hauptquartier, September 1915.

Neulich kroch ich in den weißen Dünen an der Kanalküste gegenüber England herum. Gestern konnte ich von den Hügeln des Sundgaues die Berge des Schweizer Jura und die Fabriksschornsteine von Basel sehen. Dazwischen liegen siebzehn Stunden D-Zugfahrt von Ostende bis Mülhausen.

Ich kam zu günstiger Stunde in die Vogesen. Am Schratzmännle wie am Hartmannsweilerkopf hatten unsere Truppen tags zuvor einen schönen Erfolg davongetragen. Außerdem raunten die französischen Blätter seit Wochen von einer neuen großen Offensive gegen das schmerzlich geliebte Elsaß.

Als wir aus Mülhausen abfuhren, machten die Bewohner trotz der frühen Morgenstunde große Augen. Wir fuhren mit den Militärattachés der neutralen Staaten. Ihre ungewohnten Uniformen erregten hier vielleicht noch mehr Aufmerksamkeit als in irgendeiner anderen deutschen Stadt.

Es war ein verschleierter Herbstmorgen. Wir sausten durch die kleinen elsässischen Dörfer mit ihren alten, gewundenen Straßenreihen, ihren verschrobenen Häuserfronten, diese Dörfer, die alle eigentlich Städte sind und früher waren, wohlhabend, voll von Zierat und historischer Erinnerung. Indem wir durch die Ebene nordwärts auf Kolmar steuern, lassen wir links neben uns den Hartmannsweilerkopf liegen. Durch den aufsteigenden Nebel schimmert seine Kuppe, hell, braun, gelb: die zerfetzten Bäume des Kampfplatzes, auf dem seit Monaten Deutsche und Franzosen um den letzten Rand des Gipfels ringen. Wir wissen, daß seit gestern auch das letzte Randstück vom Gegner gesäubert ist, daß er jetzt endgültig auf den Sattel (908 Meter) zwischen Hartmannsweilerkopf (956 Meter) und Mol-

kenrain (1125 Meter) hinuntergedrängt ist. Aber bei den selbstverständlich zu erwartenden Gegenangriffen ist ein Besuch dort heute unmöglich. So steuern wir aufs Fechttal zu, um Schratzmännle, Lingelkopf und Barrenkopf zu überblicken.

Hinter Kolmar biegen wir scharf links ein aufs Gebirge zu und klettern durch Ingersheim und Niedermorschweiler im Zickzack bergan. Die Autos keuchen. Je höher wir klettern, desto breiter und weiter dehnt sich in unserem Rücken das grüne Tal des Rheins, übersät mit weißen, grauen und roten Dörfern. Jenseits der Ebene steigen die blauen Berge des badischen Schwarzwaldes auf. Ganz benommen von dieser endlosen Schönheit, von diesen dörflichen Bildern friedlichen Schaffens vergessen wir ganz, wer und wo wir sind und was wir hier wollen. Plötzlich kracht ein Schuß von weitem — links und rechts hallt er donnernd wieder — hin und her geschlagen an Fels- und Waldwänden entlang rollt er, immer schwächer werdend, über die grünen Waldkuppen, die zu unseren Füßen liegen. Der erste Schuß in den Vogesen, den wir hören! Anders als das wilde Trommelfeuer auf der Lorettohöhe, anders als das majestätische Rollen der englischen Schiffsgeschütze. Hier gibt das Kruppsche Stahlrohr nur den Auftakt. Den eigentlichen Donner besorgen die Vogesen selber, die Wald- und Felsengeister, die, aus fünfundvierzigjährigem Friedensschlaf erwacht, heute Tag und Nacht vor Schmerz zum Himmel brüllen.

Bald hinter dem Bergdorf Drei Ähren verlassen wir das Auto. In scharfer Steigung klettert die Gesellschaft einen Gipfel hinan.

Endlich haben wir den Gipfel erklommen. Er ist von dem gegenüberliegenden französischen Beobachtungsposten völlig eingesehen, so daß sich die bunten Uniformen der Neutralen recht vorsichtig bewegen müssen. Zwischen Felsen und krummen Tannen kriechen wir einzeln vor und haben nun einen klaren, weiten Blick über den ganzen Kampfplatz der letzten Monate. Kuppe neben Kuppe, bald dunkelgrüner Nadelwald, bald herbstlich gelb und braun gefärbter Laubwald — Schluchten und Täler, aus denen hie und da die Spitze eines Kirchturms, das Dach eines Hauses auftaucht. Und mitten durch dieses Meer von Wald ziehen sich die feindlichen Linien — direkt vor und unter uns liegt die zerrissene Kuppe des Schratzmännle. Auf ihr steht kein Baum mehr heil, kein Grün leuchtet in der Sonne. Braun, ausgebrannt, angeschwärzt liegt dieser sagenumwobene Gipfel da, von dem vor einigen Tagen die Franzosen weichen mußten. Wie eine eiternde Wunde ein schönes Antlitz, so entstellt dieser zerschossene, zersplitterte Bergwald das liebliche Bild, das vor uns liegt. Wo die Linien des Feindes im einzelnen laufen, das verdeckt der hohe Wald unseren Blicken. Ein Hauptmann der hier kämpfenden Division gibt uns genau die Lage der Gräben an. Aber sie laufen kreuz und quer, bald hinter, bald vor einem Berge. Wir sehen den vorspringenden Reichsackerkopf, wir sehen im Tal die Häuser von Metze-

ral, wir sehen den Grenzkamm — aber vor und über allem sehen wir friedlichen Wald, grünen Wald und immer wieder Wald. Und doch ist jener Wald drüben genau so lebendig wie unserer hier: von krabbelnden Menschen, Eseln, Maultieren, Seilbahnen — von Telephondrähten, Unterständen und nicht zuletzt von gut versteckten Geschützen.

Das für den Laien schwierige Terrain der Südvogesen ward mir strategisch klarer, als wir eine halbe Stunde später bei einer benachbarten Division zu Gast weilten. Hier befand sich im Vorzimmer des Generals ein ziemlich großes Relief der Vogesen. Das plastische Bild dieses Reliefs machte mit einem Schlage klar, weshalb gerade das Schratzmännle und der Reichsackerkopf diejenigen Kuppen sind, um deren Besetzung die Franzosen seit Februar die schwersten Opfer bringen. Diese beiden Berge sind nämlich die äußersten und beherrschenden Ausläufer zweier Seitenbarrieren, die sich von dem nordsüdlich laufenden Grenzgrat der Vogesen nach Westen schieben. Ebenso wie die Säuberung des Schratzmännle zur unmittelbaren Folge hatte, daß wir heute auf Straßen fahren können, die früher vom Feinde eingesehen wurden, ebenso würde die definitive Festsetzung der Franzosen auf diesen beiden Köpfen eine unmittelbare Bedrohung der Stadt Münster sein. Die Franzosen haben an deutschen Städten im Oberelsaß nur Thann und Dammerkirch in der Hand. Alle ihre blutigen Anstrengungen im Fechttal haben das einzige Ziel, die kleine, aber alte Reichsstadt im Münstertal zu besetzen. Durch die letzten siegreichen Angriffe unserer Vogesentruppen ist dieses Ziel einmal wieder in weite Ferne gerückt.

Bei diesen Angriffen, die zu gleicher Zeit nachmittags 6 Uhr stattfanden (nach einer artilleristischen Befeuerung von etwa zwei Stunden), fielen ungefähr zweihundert Gefangene in unsere Hände. Diese Gefangenen befanden sich in Mülhausen. Während die Neutralen die Geländebesichtigung im Fechttal fortsetzten, fuhren wir eiligst zurück. Unter Führung eines süddeutschen Gymnasialprofessors (Spezialisten in französischer Sprache) konnten wir den Gefangenen einen längeren Besuch abstatten. Sie standen, lagen und saßen im Hofe einer stillstehenden Textilfabrik. Bis auf ein paar Ausnahmen alles gut gewachsene und gut gekleidete, nicht unintelligent aussehende Männer. Sie gehörten teils einem gewöhnlichen, teils einem Alpenjägerbataillon an. Wir sprachen ausführlich mit ihnen, worüber wir wollten. Nichts wäre übereilter, als aus ein paar Gefangenenaussagen weitgehende Schlüsse zu ziehen. Pessimistische Aussagen eines Gefangenen können tendenziös sein. Aber auch solche, die von der unerschütterlich guten Stimmung in Frankreich, von der Selbstverständlichkeit eines Winterfeldzuges, von der Sicherheit eines endgültigen Sieges reden, können künstlich sein und ganz falsche Vorstellungen erwecken. Die Leute, mit denen ich redete, waren alle siegesgewiß. Manche redeten renommistisch. Den Hartmannsweilerkopf nennen

sie den „alten Armand“. Aus Schratzmännle haben sie einen unverständlichen Wirrwarr von Zischlauten komponiert. Die okkupierten Elsässer — sagen sie — fühlen sich wohl. Ich frage sie: „Könnt ihr den Rhein von eurer Kuppe sehen?“ — „Ganz deutlich sehen wir ihn Tag für Tag, am besten abends, wenn die Sonne auf ihm liegt.“ Die Leute sind mit ihrer Behandlung sehr zufrieden. Am meisten interessiert sie, wohin sie kommen, ob sie arbeiten müssen, und wie oft sie schreiben dürfen. Sie stammen fast alle aus dem Südosten ihres Vaterlandes. Als der Professor fragt, wieviele verheiratet sind, heben drei Viertel von ihnen die Hände hoch. Ein baumlanger Jäger mit einem eisernen Helm auf dem Kopf tritt an mich heran und fragt, ob sie Weißbrot in Deutschland bekommen. Als ich verneine, will er wissen, ob seine Frau ihm etwas schicken darf. Wie oft und wieviel und ob sie Decken und Wäsche im Lager bekämen — alle Leute sind um ihr künftiges leibliches Wohl besorgt. Während sie um mich herumstehen und ich ihre Fragen nach der Lage in Rußland und auf dem Balkan beantworte, ertönt plötzlich das charakteristische Bullern der Ballonabwehrgeschütze — weiße und schwarze Granatenwolken tauchen aus dem Blau des Himmels auf — und ein goldgelb glänzender, feindlicher Flieger zieht unerreichbar weit über uns hin. Eine Welle von Staunen, Schmerz, Sehnsucht und Hoffnung — ein Ruck, der alle Augen groß macht — geht durch die Gefangenen. Und einen Augenblick vergessen sie den Fabrikshof, vergessen sich und ihr Schicksal und denken nur an ihr Vaterland.

Ein Blick auf Belfort

Im Sundgau, Juni 1916.

In den ersten Kriegswochen spielten die wilden Gerüchte vom Fall Belforts eine große Rolle im deutschen Publikum. Später ist es still geworden von Belfort. Heute taucht der Name dieser vor dem Kriege bekanntesten und populärsten französischen Festung kaum noch im strategischen Stammtischgespräch auf. Und wie die Festung selber, so ist der ganze Kriegsschauplatz des Sundgaues uns ferner gerückt, seitdem die Franzosen — nach der zweiten Okkupation Mülhausens endgültig aus dem Elsaß vertrieben — sich mit dem schmalen Grenzsaum westlich der Linie Thann-Altkirch begnügten und der Stellungskrieg auch hier permanent ward. Nur ab und zu haben wir von den hartnäckigen Grabenkämpfen bei Ober- und Niedersept gehört, von größeren Patrouillen bei Sennheim oder Carspach, von Fliegerkämpfen, unter denen einer den Mülhäusern unvergeßlich geblieben ist: unter den Augen der ganzen Stadt stürzten innerhalb weniger Minuten vier französische Flugzeuge zerschossen zu Boden.

Der Grund für diese Ruhe ist von jedem besseren Aussichtspunkt

des Sundgaues leicht zu überblicken. Den schmalen Zugangsweg nach Frankreich, der rechts von dem hohen Gebirgswall der Vogesen, links von der Schweizer Grenze eingeschlossen wird, sperrt das Festungssystem von Belfort in natürlicher Genialität ab. Deutschland hat bisher darauf verzichtet, eine Forcierung des „Loches von Belfort" zu versuchen. Frankreich ist sein doppelter Versuch eines Einbruchs in das Elsaß sehr übel bekommen. So ist es sehr leicht möglich, daß der Sundgau bis zum Ende ein Nebenkriegsschauplatz bleibt — ganz anders als im Jahre 1870, wo um die von Denfert-Rochereu verteidigte Festung ein monatelanger, für beide Gegner verlustreicher Kampf tobte.

Die Stadt Belfort mit ihrer steilen Zitadelle, in der der berühmte Marmorlöwe ruht, liegt 28 Kilometer vor unserer Front. Zu weit, um die Landschaft und das Kriegstheater hier unten völlig zu beherrschen, und doch nicht weit genug, um zu verhindern, daß ab und zu ein deutsches Langrohr ein paar Granaten auf seine heiligen Forts wirft. Vom Fesselballon, vom Flugzeug aus sieht man die Festung an der Savoureuse bequem bei jedem Wetter liegen — hinter dem niedrigen grünen Rücken bei Gottesthal, der die Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, die alte Völkerscheide zwischen Deutschen und Franzosen bildet. Aber bei gutem Wetter sieht man Belfort auch von einem beliebigen Ausguck unserer vordersten Gräben, von jedem Dachfenster in Altkirch aus. Der Blick auf Belfort gehört zu den berühmten „Blicken" an der Westfront — wie der auf Reims oder der auf Ypern.

Wir wandern durch die stillen Gräben des Sundgaues. Bald durch dunkle, feuchte Waldstellungen — bald durch hellgelbe Lehmgräben, von deren Rändern der rote Ackermohn auf uns niederleuchtet. Ab und zu fliegt eine Granate in die Stellung. Aber welches Idyll gegen Verdun! Nordwärts von den Vogesen her leuchtet das braune Brandmal des zerschossenen Hartmannsweilerkopfes herüber — daneben Molkenrain, der Große Belchen, die lange, blaue Kuppenreihe, von der die Franzosen nach Deutschland hineinsehen. Im Süden stößt der Blick an die Schweizer Juraberge — faltige, graue Ketten, eine die andere überhöhend — dahinter das Land, in dem der Friede wohnt. In dem blauen Himmel über uns arbeiten ein paar Flieger. Man hört sie und sieht nichts. Dieser Himmel hier war das Kampffeld des Fliegers Pégoud. Drüben über den grünen Grenzwäldern stürzte er ab. Durch diese Gasse von Belfort brechen auch die französischen Luftgeschwader ein, die Mülheim und Freiburg bombardieren.

Wir treten zu einem Beobachter. Sein Unterstand ist stockfinster. Nur durch einen langen, dünnen, halbkreisförmigen Schlitz in der Betonwandung dringt der Blick ins Freie. Mit einem Scherenfernrohr können wir das ganze „Loch von Belfort" absuchen. Die zwei Grabenlinien laufen im Zickzack, aber fast parallel nebeneinander her, von Gebirge zu Gebirge, quer durch die Ebene. Sie gleiten vom Hart-

mannsweilerkopf schräg herunter — tiefbraune, offene Maulwurfsgänge — verschwinden im Tal links von Sennheim — kriechen hügelauf, hügelab, und verlaufen sich in den Forsten südlich von Ballersdorf. Bei Obersept treten sie dicht aneinander. Weißgelbe Kiestrichter, braunzerfetzte Zahnstocherwälder, ein dichtes Gewirr von Gräben zeigt die Hauptkampfstelle dieses ganzen Frontstücks an. Nachher kriecht die Doppellinie das kleine Largtal aufwärts, bis sie östlich Pfefferhausen auf den schmalen Zipfel stößt, der sich aus der Schweiz hier ins deutsche Gebiet hineinschiebt. Vor diesem heiligen Zipfel schrecken die beiden feindlichen Linien auseinander. Die französische bleibt nördlich, die deutsche streicht allein, immer „friedlicher" werdend, weiter bis zu der berühmten Schlußpforte des Grabenweges Ostende-Basel.

Geradeaus aber liegt Belfort. Über die zerschossene Eisenbahnbrücke von Dammerkirch hinweg — ein Denkmal unserer schweren Artillerie — stößt das Auge zuerst auf die runde dunkle Kuppe des Salbergs. Dieser liegt von uns aus gesehen hinter der Stadt. Auf dem südlichen Abhang des Salbergs leuchtet eine weiße Kaserne. Auf der Spitze des Berges — stark verhüllt — ein weißes Fort. Belfort selber, die Stadt, am Fuße des Berges — eine graue, rauchende Masse. Gleich rechts von ihrem Rande die helle Silhouette des Forts La Miette. Südlich von diesem ein anderes Fort: La Justice. Diese beiden gehören zu den Innenforts. Von den weit vorgelagerten Außenforts sehen wir nur Fort Roppe — hoch im Norden liegend, auf den letzten Ausläufern der Vogesen. Von der Zitadelle sieht man nur einen dunklen Schattenriß. Aber südlich von ihr die befestigte Kuppe von Danjeutin erkennt man genau. Diese Kuppe erstürmten die Deutschen im Januar 1871 bei furchtbarstem Winterwetter, während das Korps Werder weiter westlich an der Lisaine die Bourbakische Entsatzarmee abdrängte. An der Straße von Belfort nach Danjeutin liegen die deutschen Soldatengräber von damals. Werden sie ewig Ruhe behalten, oder kommt der Tag, wo auch auf diesen Friedhof das Feuer des Angreifers niederprasselt?

Am Schweizer Zipfel

Pfirt, im Sundgau, Ende Juni 1916.

Wie stolz und sicher steht der dunkelblaue Schweizer Soldat da drüben am Wiesenrand! Wir selber drücken uns im hochumwachsenen Drahtverhau unserer Gräben umher — wir bücken und verstecken uns vor den Franzosen — genau wie die feindliche Patrouille es drüben macht, die nie aus ihrem Walde kommt. Wir Glieder großer, mächtiger Völker umkriechen uns wie Verbrecher. Da drüben der kleine Mann aus Aargau oder Wallis steht aufrecht da. Jeder sieht ihn.

Er geht unbekümmert auf der weißen Grenzstraße mit den roten Kirschen an ihren Bäumen auf und ab. Neben ihm bringt eine junge Frau ihr Heu ein. Mit einem winzigen Keil drängt sich der heilige Friede der Arbeit hier mitten in das tolle Kriegstheater hinein.

Dieser Zipfel ist schmal und kurz — ein kleines Rechteck, das sich vom schweizerischen Dorf Pumpfel aus über die Wasserscheide zwischen Larg und Vendeline ins Deutsche hinüberzieht. Eine Mühle, ein paar Höfe ragen aus grünen Wäldern auf. Über der Linie der grasumwachsenen Grenzsteine ist in der Luft ein Seil gespannt, an welchem kleine Schweizer Flaggen hängen — merkwürdig leuchtend mit ihrem flatternden weißen Kreuz auf rotem Grunde in dieser schauerlichen Stille gegenseitigen Spähens.

Mit ein paar Schritten wäre man drüben. Der schmale Grenzbach, dessen Wasser um unsere äußersten Drahtverhaue und jetzt um unsere Stiefel spült, streift mit seinem anderen Ufer schon eine saftige Schweizer Wiese. Das erste kleine weiße Gehöft da drüben hat früher manchmal deutsche und französische Soldaten nachts hintereinander beherbergt. Jetzt ist das aus. Der wachsame Schweizer Posten patrouilliert über die Wiese, über das Gehöft — er hat sich drüben an der Straße einen Unterstand gebaut wie ein echter Krieger. Manchmal redet er über den Bach hinüber mit unseren Leuten, über den Waldrand hinüber mit unseren Feinden. Der Welschschweizer hält sich meist drüben in der Nähe der Franzosen auf, der Deutschschweizer bei uns.

Denn genau an der Spitze dieses Zipfels enden die Gräben der Deutschen und der Franzosen. Das gibt dem Zipfel eine merkwürdige Rolle. Er liegt eingeklammert in die hinteren Stellungen der beiden feindlichen Heere, die sich über ihn hinweg gegenseitig in die Karten sehen. Früher flog ab und zu eine Granate über diesen heiligen Zipfel. Heute ist auch das vorbei. Keine Kugel, kein Flieger wagt sich in die neutrale Luftsäule dieses Zipfels. Und im Schutze der rot-weiß abgesteckten Wiesen können wir ungestört vom Süden aus das ganze Anmarschgebiet der Franzosen im „Loch von Belfort" überblicken.

Es ist ein historischer Platz, diese Waldstellung am Ufer der Larg, mit der der lange, lange Graben des Westens endigt. Und natürlich haben unsere Soldaten diese Stelle schön kenntlich gemacht. Gleich südlich des Zipfels, da, wo der erste Annäherungsgraben beginnt, wölbt sich ein weißes Birkentor mit der bedeutsamen Inschrift:

Eingang zur Stellung Schweiz—Ostende.

Von dieser friedlichen Grabenpforte wandern die Gedanken eines jeden, der vor ihr stand, ohne Kunst nach Norden — an jene weiße Düne vor Nieuport, auf der die letzte deutsche Matrosenwache sitzt und ins Meer schaut. Sie wandern entlang dieser ganzen blutenden stöhnenden Via Triumphalis, auf der seit zwei Jahren der Tod zwischen den Gräben wandert. Alle heiligen und unheiligen Namen der Westfront erheben sich — zu den alten die neuen: Somme und

Ancrebach. Während wir hier vor dem Birkentor ſtehen, beginnen ſich die Maſſen der Engländer und Franzoſen, die Maſſen ihrer farbigen Hilfsvölker gegen unſere Front in der Picardie langſam in Bewegung zu ſetzen. Ein Zittern geht durch den ganzen Menſchenwall von hier bis Oſtende.

Wir eilen nach Norden. Aber der Abſchied fällt nicht leicht. Irgend etwas will uns feſthalten hier auf dieſer ſeltſamen Schwelle zwiſchen Krieg und Frieden — wo von drüben die blauen Juraberge ſo ſommerlich zufrieden in den Himmel blinzeln. Auch während wir an dem endlos langen, hohen Drahtzaun vorbeifahren, der das elſäſſiſche Okkupationsgebiet von der neutralen Zone zwiſchen Deutſchland und der Schweiz trennt, immer ruht der Blick auf dieſem kleinen Friedensland rechter Hand. Wir fahren durch St. Ludwig — die Baſeler Straßenbahn neben uns her. Welche fremde vergeſſene Welt! Auf einem Berge halten wir. Zu unſeren Füßen im Rheintal liegt Baſel — ein graublaues Häuſermeer mit grünen Gärten — mit dem weißleuchtenden Fluß, über den ſich Brücken ſpannen — über die Brücken eilt ein Strom von Menſchen — mit jenem roten Münſter, aus dem kurz vor dem Kriege noch unſere „Frohe Botſchaft" an Europa erging. Mächtig greift hier die Vergangenheit und die Zukunft an unſer Herz.

Aber dann wendet der Wagen ſchnurgerade nordwärts. Der braunzerſchoſſene Vogeſenrand taucht auf, der dunkle Idſteiner Klotz reckt ſich drohend aus dem Schwarzwald herüber. Aus der Richtung von Belfort grollt der gewohnte Donner. Wir kehren in Kriegsland zurück. Aber auch hier ruht die Arbeit des Friedens nicht. Auf dem Felde wird das Heu gekehrt. Und die Ernte des dritten Kriegsjahres gilbt langſam in der Sonne.

Die Engländer greifen bei Hooge an

Südlich Ypern, den 29. September 1915.

Die engliſch-franzöſiſche Herbſtoffenſive, die jetzt ſeit vier Tagen längs der ganzen Weſtfront tobt, zerfällt in einen Nord-, Mittel- und Südabſchnitt. Im Südabſchnitt kämpften lediglich Franzoſen. Aus dem großen Truppenlager von Chalons in der Champagne führen ſie immer neue, ſeit Monaten ſorgfältig bereitgeſtellte Kräfte gegen unſere zwiſchen Reims und den Argonnen eingebauten Truppen vor. Das alte Kampffeld der Winterſchlacht in der Champagne iſt heute zum Schauplatz neuer erbitterter Kämpfe geworden. Im Mittelabſchnitt ſtoßen Engländer und Franzoſen aneinander. Hier iſt Lille das Ziel der Verbündeten. Die Franzoſen kämpfen auf dem rechten Flügel. Ihr Anſturm kommt aus der blutgetränkten Lorettogegend. Die Engländer halten den linken Flügel. Ihre Gasangriffe

zielen zunächſt auf die große Straße von Lens nach La Baſſée. Der Nordabſchnitt wird faſt rein von Engländern gehalten. Hier iſt der Ypernbogen der Schauplatz der Offenſive. Hand in Hand mit den Angriffen aus dem Ypernbogen heraus operiert in den letzten Tagen die engliſche Flotte lebhafter denn je gegen unſere Küſtenſtellung, die natürliche Deckung unſerer ganzen Weſtfront auf dem rechten Flügel.

Seit ein paar Tagen weile ich im Nordabſchnitt dieſer Kämpfe. Schon die Reiſe hierher zeigte Bilder, wie die Weſtfront ſie ſeit langem nicht mehr kennt. Alle Bahnhöfe überfüllt. An die Stelle der friedlichen Ruhe und Behaglichkeit, mit der die Züge hier früher verkehrten, war das quirlende jagende Leben getreten, wie in den Tagen der großen Umgehungsſchlachten im vorigen Herbſt. Keine Unruhe, keine Überſtürzung — aber ſelbſt in der größten Exaktheit eine innere Leidenſchaft bei jedem Telegraphiſten, Bahnſchaffner, bei jedem Wachtpoſten, bei jedem Stationsvorſteher. Wie nebenſächlich waren jetzt die prächtigen D-Züge mit Speiſe- und Schlafwagen! Andere Züge rollten jetzt hin und her, ohne Fahrplan, ſimpel, mit rohen Holzbänken ſtatt mit weichen Plüſchſofas. Aber dieſe endlos langen Züge waren umgeben von der Majeſtät des Augenblicks. Niemand wußte, woher ſie kamen und wohin ſie fuhren. Denn überall donnerte es — auf der Höhe der Champagne, auf der Höhe von Arras, auf der Höhe von Ypern.

Die Lage um Ypern hatte ſich ſeit unſerer großen Apriloffenſive nicht ſehr geändert. Von Hetſas im Norden der Stadt zog ſich unſere Front über Pilkem, Verlorenhoek, Hooge in einem Halbkreis nach Oſten um die Stadt herum. Gekämpft wurde hauptſächlich um zwei Stellungen, um die Höhe 60 an der Südſpitze des Bogens und um Dorf und Schloß Hooge. Gegen Hooge hatten die Engländer ſchon vor ein paar Wochen einen wuchtigen Stoß geführt. Sie hatten ſeit dieſem Stoß Teile der Dorfreſte von Hooge in der Hand. Wir ſelber begnügten uns mit dem Schloß und einigen Häuſerreihen, die links von der großen Straße Menin-Ypern liegen. Die berühmte Höhe 60 jedoch, die in engliſchen Zeitungen eine ſo große Rolle ſpielt, ward von uns gegen alle wütenden Angriffe gehalten.

Mir war nie recht klar geweſen, warum gerade dieſe Höhe in England von einem ſo merkwürdig tragiſch-romantiſchen Schimmer umſpielt war. Geſtern beim Stabe des hier kämpfenden Korps vernahm ich die Löſung. Bei der berühmten Sprengung, durch die die Engländer ſich in den Beſitz dieſer Höhe zu ſetzen ſuchten, waren von allen Teilen der Front zahlloſe engliſche Offiziere herbeigeeilt, die dieſes ſeltene Schauſpiel aus der Nähe beſichtigen wollten. Dabei gerieten ſie in das Sperrfeuer, das unſere deutſchen Batterien ſofort nach der Sprengung zur Abwehr eines engliſchen Angriffs hinter die Höhe legten. Durch dieſes Sperrfeuer ſind zahlreiche engliſche Offiziere getötet worden, deren zufälliges Ende in der Heimat

selbstverständlich als Heldentod im Kampf um die Höhe 60 gefeiert worden ist.

Die nördliche Hälfte unserer Ypernfront (Langemark, Polecapelle, Kesselaere, St. Julien) habe ich im Mai eingehend beschrieben. Seit ein paar Tagen weile ich bei dem Korps D., das seit Oktober die Südhälfte des Ypernbogens hält. Das Terrain dieses Korps ist ungünstiger als das der benachbarten. Es fehlt ihm an natürlichen Beobachtungsmöglichkeiten. Reiche Waldbestände erschweren die Sichtigkeit und machen die Nahkämpfe besonders hart.

Die neue Ypernoffensive der Engländer begann zugleich mit dem Gesamtangriff in der vorigen Woche. Ihr Zweck war einmal der alte aller bisherigen Ypernoffensiven: sich endlich von dem unerträglichen Druck zu befreien, den unsere Klammer auf die zerschossene Stadt von drei Seiten ausübt. Zum andern sollte diese Offensive womöglich ein Loch in unsere Frontmauer schlagen, das dann durch nachzuschiebende Truppen beliebig zu vergrößern wäre. Endlich sollte sie möglichst viele unserer Truppen binden für den Fall, daß es vielleicht an einer andern Stelle der Front gelänge, durchzudrücken.

Von Mitte voriger Woche ab begann der englische Artillerieangriff. Der Gegner schoß sich auf diejenigen unserer Stellungen ein, die ihm nach seinen Fliegerbeobachtungen die wichtigsten schienen. Auch auf unsere vordersten Gräben legte er schweres Feuer, so daß die Leute Tag und Nacht mit dem Wiederaufbau beschäftigt waren. Die Nacht vom Freitag auf Sonnabend war trüb. Der Gegner arbeitete wie immer mit starkem Raketenfeuer. Bei uns war alles in Alarmbereitschaft, besonders, da Freitagabend von einigen Stellen gemeldet war, daß die Engländer ihre Drahthindernisse wegräumten. Bald nach Mitternacht führte der Gegner seine Sturmkolonnen herbei. Gegen 4 Uhr langten diese auf der Südfront des Ypernbogens in Gegend von Hooge an. Es war noch stockfinster, als 4 Uhr 45 Minuten die englischen Batterien plötzlich ein konzentrisches Feuer auf die ganze Hoogefront begannen. Die Höhen westlich Ypern sind gespickt mit englischen Batterien. Bis in die vorderen Stellungen hinein ist gerade um Ypern herum die englische Front artilleristisch aufs stärkste ausgebaut. Die Gegend südlich Hooge und der Straße Ypern-Menin, da, wo auf englischer Seite das sogenannte Suavenwäldchen, auf unserer Seite der Hof Beukenhorst liegt, bildete das Hauptziel des Feuers in diesem Abschnitt. Unsere Truppen: Sachsen und Preußen, Württemberger und Elsässer, saßen in ihren Grabenunterständen. Eine Stellung nach der andern wurde zugedeckt, verschüttet, wegrasiert. Es wurde 6 und 7 Uhr. Endlos prasselten die Geschosse aller Kaliber auf unsere Männer hernieder. Kein Wort war zu verstehen. Wenn man im Gefechtsstand des Korps weit hinten das Telephon ans Ohr nahm, hörte man nichts als eine singende, brodelnde, krachende Hölle. Noch immer war es dunkel. Da plötzlich springt das Feuer — es war bald nach 7 Uhr — von der ersten auf die zweite

Linie. Wie eine Maschine durch eine plötzliche Steuerung, so schnell, so sicher hüpfte der Granatenregen 300 Meter vorwärts — mit Sperrfeuer unsere rückwärtige Stellung zudeckend. Und im selben Moment springen die Schotten über ihre Brustwehr und dringen in unsere Gräben ein.

Unsere ganze erste Stellung rauchte und brannte. Der Rauch war so stark, daß an einer Stelle die englischen Sturmkolonnen den Weg verfehlten und unsern Graben entlang statt in ihn hineinliefen. Zwischen unserer Grabenbesatzung und dem eindringenden Gegner entspann sich ein wilder Handgranatenkampf. Sobald die Engländer in einem Teile des Grabens sich festgesetzt hatten, warfen sie nach beiden Seiten Sandsackbarrieren auf, hinter denen sie ihren Gewinn verteidigten. Auch Maschinengewehre schleppten sie mit sich, die sie sofort in unsere Gräben einbauten. Aber niemals wäre es ihnen gelungen, hier so tief in unsere erste Stellung einzudringen, wenn sie ihren Sturmangriff nicht mit einer erfolgreichen Sprengung verbunden hätten. Die Gegend südlich Ypern ist das klassische Terrain des unterirdischen Minenkampfes. Die Höhe 60 ist durchwühlt von alten englischen und deutschen Minengängen. Das sogenannte Abquetschen von feindlichen Stollen ist hier an der Tagesordnung. So hatten auch die Engländer ihren längst geplanten Angriff mit einer größeren Minenunternehmung zusammengelegt, und mit dem Moment, wo ihr Artilleriefeuer von der ersten auf die zweite Linie übersprang, krachte ein Stück unserer Stellung südlich Hooge in die Luft. Durch das hier gerissene Loch strömten bereitgestellte feindliche Kolonnen in unsere Front, buddelten sich auf den Rändern des entstandenen Kraters ein und beschossen unsere mühsam sich verteidigende erste Grabenbesatzung aus den mitgeschleppten Maschinengewehren sofort mit Flankenfeuer.

Dies alles war das Werk kaum einer halben Stunde. Iren und Schotten saßen dicht vor unserer zweiten Stellung. Die sogenannte Höhe 55, dicht südlich der Straße Menin-Ypern, war bedroht. Endlich waren die Vorbereitungen der Reserven soweit gediehen, daß wir zum Gegenstoß ausholen konnten. 10 Uhr 30 Minuten vormittags ertönte das Signal zum Angriff. Dieser Angriff aber und sein siegreicher Ausgang ist nur zu verstehen von den tapferen Operationen aus, die ein sächsisches Regiment nördlich der Straße Menin-Ypern gleichzeitig vollführte.

Siegreicher Gegenstoß der Sachsen

Südlich Ypern, September 1915.

Die Straße Menin-Ypern zieht schnurgerade von der belgisch-französischen Grenze nordwestlich bis an die Tore der alten Hallenstadt. Nur an einer Stelle knickt sie in einem Winkel von 10 Grad nach Süden um. Genau in diesem Punkte schneidet der eiserne Ring, mit dem die Deutschen Ypern umklammern, die Chaussee. Die Kämpfe südlich der Chaussee habe ich bis zu dem Punkte geschildert, wo die Engländer vor der zweiten deutschen Stellung standen. Auch nördlich der Chaussee, wo unsere Front die Straße Ypern-Zonnebeeke schneidet, waren die Engländer im Laufe des Morgens ein gut Stück vorgekommen. Das Terrain ward ihnen hier besonders günstig, da sie nach ihrem Erfolg am 9. August (teilweise Einnahme von Hooge) das ganze glänzend ausgebaute deutsche Sappensystem als Anlaufstellung benutzen konnten. Schloßsappe, Fingersappe, Seeweg — alles befand sich ja seit dem 9. August in englischen Händen. Die Artillerievorbereitung war auch in diesem Nordteile der Ypernfront äußerst schwer. Das Terrain hier liegt zum Teil tiefer als der See von Bellewarde, aus dem, durch Schleusen mühsam gehindert, das Wasser alle Gräben zu überschwemmen droht. Genau wie südlich der Straße hatte der Gegner sich auch hier schon während des schweren Artilleriefeuers morgens aus seinen Gräben herausgeschlichen, hatte unter zahlreichen Verlusten durch seine eigene Artillerie unsere Drahthindernisse durchschnitten und stand im selben Moment, wo die Kanonade schwieg, auch schon in unseren Gräben drin.

Die Leute, die das Artilleriefeuer dieses 24. September mitgemacht haben, schildern mir seine seelische Wirkung in den verschiedensten Formen. Die meisten saßen mit dem Rücken gegen den Feind auf dem Grabenboden. Einige hielten sich die Ohren zu. Andere stierten regungslos vor sich hin. Wieder andere rauchten die Pfeife wie in ihrer sächsischen Erzgebirgsheimat. Alle dachten und fühlten: etwas Außergewöhnliches, etwas Unerhörtes kommt. Aber mitten in dieser Hölle gab es auch Leute, die ruhig umhergingen. Ja einige kletterten auf die Brüstung, zählten die Einschläge und kamen erst auf Befehl wieder herunter. Ganz verschieden wirkt die Gefahr. Einige bessern ihren Graben aus, einige spielen mit ihrem Gewehr, einige beten, einige schelten.

Um 8 Uhr vormittags nach dem überwältigenden Angriff durch Iren und Schotten, die zahllos heranstürmten und Sandsäcke, Stahlschilde und Maschinengewehre mit sich schleppten, war die Lage hier nördlich der Straße kritisch geworden. Der Übermacht weichend, hatte sich die ganze Linie zurückziehen müssen. Nur an einer einzigen Stelle hatte sich ein sächsisches Regiment gehalten. Dieses ragte nun wie ein schmaler Finger in die Flut der anstürmenden Feinde hinein.

Digitized by Google

Nach links und rechts hatte es ſich hinter Sandſack- und Erdbarrieren verrammelt. Alle Anſtürme ſchlug es ab. Von vorn, von rechts, von links. Nach hinten war jede telephoniſche Verbindung zerſtört. Ganz auf ſich geſtellt, ſtand der Führer vor der ſchwerſten Entſcheidung. Zog er ſich zurück, ſo erleichterte er dem Feinde ein weiteres Vordringen. Hielt er ſtand, ſo geriet er in die Gefahr, abgeſchnitten und gefangen zu werden. Ohne irgendwelche Befehle von hinten hielt das Regiment in gefährlichſter Lage ſtand. Und indem es immer neue Scharen von Stürmenden gegen ſich zog, erleichterte es den Kameraden links und rechts die Sammlung zum Gegenſtoß. Dieſes tapfere Regiment hat die neue Schlacht von Ypern zu unſeren Gunſten entſchieden.

In dieſen Augenblicken höchſter Spannung und drohender Gefahr entfalten ſich bei dem Einzelnen die ſchönſten Seiten individueller Initiative. Nicht nur bei Führern, ſondern auch bei den einfachſten Soldaten. Da war ein Telephonpoſten durch Granaten halb verſchüttet worden. Er telephoniert ruhig weiter. Die Engländer ſtürmen an ihm vorbei. Er telephoniert weiter. Völlig abgeſchnitten von ſeinen Leuten — mitten zwiſchen den Feinden, die in der Aufregung nicht auf ſeinen zuſammengeſtürzten Unterſtand achten — er telephoniert weiter, und das einzige, was er dem Gefechtsſtand des Regiments von ſeiner Lage ſagt, iſt dies: „Ich muß leiſe ſprechen, ſonſt hören mich die Engländer!“

Während die Sachſen mit übermenſchlichen Kräften ihre bedrohte Fingerſtellung halten, iſt hinten alles zum Angriff zuſammengeſtellt. Hunderte, Tauſende von Handgranaten liegen bereit. Ein jeder ſchwer beladen mit dieſer Spezialwaffe des Stellungskampfes, ſo dringt alles auf das gegebene Signal durch die Anlaufgräben wieder vor. Unſere Artillerie böllert unaufhörlich eine undurchdringliche Sperrkette von Feuer hinter die Engländer, damit möglichſt wenig Reſerven herankönnen. Ganz oben an der Zonnebeekerſtraße geht der Angriff am ſchnellſten vorwärts. Unwiderſtehlich, einen Regen von Handgranaten vor ſich hinpraſſelnd, ſtoßen unſere Leute in ihre verlaſſenen alten Stellungen wieder hinein. Nach den unerträglichen Stunden hilfloſen Wartens, wo jeder wehrlos dem Granatentod ausgeſetzt daliegt, iſt der perſönliche Angriff wie eine Erlöſung. Unwiderſtehlich ſtoßen ſie weiter — in den erſten, in den zweiten engliſchen Graben hinein. Nach einer Stunde hat der Nordflügel die engliſche Offenſive in eine regelrechte Niederlage umgewendet.

Schwerer war der Kampf zu beiden Seiten der Fingerſtellung. Undurchdringlich dicke Scharen von Engländern hatten ſich hier eingeniſtet. Aber auch hier gelang es durch geſchickte Gruppierung von weitem herangezogener Reſerven, den eiſernen Dreiviertelring um unſer tapferes Regiment zu ſprengen und flankierend nach links und rechts den hartnäckigen Widerſtand zu brechen. Dabei wurde gerade dieſe Stellung dem Feinde furchtbar. Scharen von tapferen Gegnern

wurden jetzt aus der Flanke niedergemäht. Dutzende wurden gefangen. „Hands up!“ — das einzige englische Wort, das sie verstanden — riefen die Sachsen. Aber die meisten der Gegner zogen es vor, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Bei diesem Gegenstoß, der uns genau an die Stelle führte, die wir vor dem Angriff inne hatten, nahmen wir alle unsere verlorenen Maschinengewehre, alles Telephonmaterial und sonstiges Gerät wieder. Dazu über 100 Gefangene und 8 englische Maschinengewehre. An russischen Verhältnissen gemessen gewiß nicht viel. Aber als Ergebnis einer überwältigenden feindlichen Offensive von neun Brigaden unter schwersten Kampfbedingungen gewiß ein schöner Erfolg.

So war der Gegner schon am Mittag nördlich und in der Mitte dieses Kampffeldes siegreich zurückgeschlagen. Nur im Süden brach sich unser Gegenangriff langsamer Bahn. Hier hatte der Feind den großen Sprengtrichter, durch den er die ganze Offensive eröffnet hatte, natürlich sofort besetzt und mit zahlreichen eingebauten Maschinengewehren außerordentlich schwer befestigt. Unsere Reihen waren durch die Sprengung selber naturgemäß gelichtet. So ging der ganze Nachmittag noch darauf hin, bis auch hier das Ziel erreicht ward. Rührend aber war, wie selbsttätig und ohne besondere Befehle abzuwarten, auch hier wieder die einzelnen Abteilungen immer dahin strebten, wo die Kameraden am schwersten zu ringen hatten. So eilte ein junger Kompagnieführer mit seinen Leuten aus sich heraus einem südlichen Nachbarregiment freiwillig zu Hilfe. Seine Aufgabe ist, den Chausseedurchstich 4 von Engländern zu säubern. Die Aufgabe ist gelöst. Soll er sich und seinen Leuten die wohlverdiente Ruhe gönnen? „Vorwärts — Vorwärts — Leute! Da unten stehen sie noch!“ Und frisch versorgt mit Haufen von Handgranaten brechen sie nach links über die alten Wege des Schloßparks von Hooge, den Stoß der bedrängten Kameraden zu verstärken. Solchem Geiste widersteht keine Übermacht. Gegen 6 Uhr war auch der Doppeltrichter wieder erobert. Und als die Sonne sank, saßen unsere tapferen Sachsen längs der ganzen Linie in ihren alten Stellungen und bauten sich wieder ein. Von den eroberten Maschinengewehren wurden einige nach hinten zur Reparatur geschickt. Andere wurden umgedreht und bewiesen mit ihren drohenden Läufen den Gegnern, daß seine monatelang vorbereitete große Offensive hier oben im Ypernbogen siegreich abgeschlagen war.

Kurze Kampfpause

Südlich Ypern, den 28. September 1915.

Nachdem so der englische Ansturm siegreich abgeschlagen war, herrschte für einige Tage Ruhe. Bei uns wie beim Gegner waren die Gräben in trauriger Verfassung. Man saß mehr in Granattrichtern als in wirklichen Gräben. Am Sonntag begann zunächst das Bergen der Toten. Die schlechte Sitte mancher Franzosenregimenter, ihre Gefallenen aus dem Graben zu werfen, hat bei uns keine Nachahmung gefunden. Im Gegenteil, man sah Leute auf den Grabenrändern, den Rücken gegen den Feind, unter Lebensgefahr herumhantieren, bis sie einen gefallenen Freund in den Graben geschleppt hatten. Auch die während der Sonnabendkämpfe flüchtig im Graben Verscharrten wurden liebevoll wieder ausgegraben und von den Trägern hinter die Stellung geschafft — wo jedes Regiment seine eigne und besonders gepflegte Ruhestätte hat. Was dieser Transport von Toten bedeutet, kann nur der ermessen, der die engen, niedrigen, wasserreichen flandrischen Gräben kennt. Im feindlichen Artilleriefeuer, das selbstverständlich auch während der Kampfpausen nicht aufhört, schleppen unsere Sanitäter die Toten und Verwundeten nach hinten. Sie können vor den Granaten keine Deckung nehmen, und mancher von ihnen stürzt selber getroffen über der heiligen Last zusammen, die ihm anvertraut wurde.

Die gegenseitige Behandlung der Gefangenen, verwundeter und nichtverwundeter, durch die Deutschen und Engländer ist nach wie vor ein Objekt bitterer Vor- und Gegenvorwürfe. Auch nach dieser Schlacht hörte ich wieder, daß man in den zurückeroberten Gräben deutsche Verwundete gefunden habe, die von den Engländern erschlagen seien. Aber Leute, die das zweifelsfrei aussagen und beschwören konnten, habe ich nicht getroffen. Unsere Soldaten teilen auch durchaus nicht die Meinung, als ob jeder von ihnen drüben totgeschlagen würde. Dagegen scheint sich bei den Engländern diese Legende fester eingenistet zu haben. Mehrere englische Verwundete, die bei uns im Hospital unterschiedslos mit den Deutschen gepflegt werden, versicherten mir ihr großes Erstaunen, daß man sie überhaupt am Leben gelassen hatte. So eingefressen war ihre Furcht, daß sie beim Abtransport unter Schreien und Beißen sich weigerten, den Anordnungen des Sanitäters Folge zu leisten. Der gegenseitige Haß hat in den ersten Monaten des Krieges zwischen Engländern und Deutschen sicherlich manchmal auf beiden Seiten häßliche Auswüchse gezeitigt. Aber die sächsischen Textilarbeiter, die in der letzten Ypernschlacht mitwirkten, sind alles andere als grausame Teufel. Sie reden von den Engländern ohne hysterischen Groll. Ich konnte feststellen, daß einem schottischen Füsilier, der verwundet im Graben lag, von einem Zwickauer Arbeiter mehrere Male Wasser aus seiner Flasche gereicht wurde. Ein anderer hörte mit seinen Be-

mühungen um einen verwundeten Engländer erſt auf, als dieſer ihm voll Angſt in den Finger biß. Selbſt vor den toten Gegnern iſt unſern Leuten der Reſpekt nicht ausgegangen. Ein Hauptmann, der in der Nacht vom Sonntag durch die unaufgeräumten Gräben ging, erzählt mir, daß unſere Leute ihm zweimal auf einen an der Seite des Grabenbodens liegenden toten Engländer aufmerkſam machten, an den er nicht ſtoßen ſolle. Das ſind Kleinigkeiten. Aber das heilige Feuer brennt heute überhaupt nicht hell. Sondern über jeden Funken ſollen wir uns freuen.

Am Dienstag beſuchte ich ein paar Engländer im Hoſpital. Sie waren im Grunde alle ſehr glücklich. Ein deutſcher verwundeter Hauptmann ſaß bei ihnen und redete über dies und das. Die Engländer hatten manche merkwürdigen Vorſtellungen. Ein Ingenieur meinte, daß ſie Konſtantinopel von ihren Dardanellenſtellungen ſehr gut beſchießen könnten. Aber ſie täten es nicht aus Humanität. Als wir ihnen von dem engliſchen Gasangriff bei Hooge erzählten, lachten ſie ungläubig. Ein Korporal ereiferte ſich und ſagte, daß wohl die Deutſchen, aber niemals die Engländer ſich ſo „unfairer" Mittel bedienen würden. Das augenblickliche Heer der Engländer ſchätzen ſie auf 8 Millionen Mann. Ganz neu war ihnen der Gedankengang, daß Deutſchland über den Balkan hinweg der Türkei zu Hilfe kommen und möglicherweiſe gar Ägypten bedrohen könnte. Ich würde das alles nicht erwähnen, wenn die Mehrzahl dieſer Leute nicht dem beſſeren Mittelſtand angehört hätte.

Am intereſſanteſten aber war für mich die Aufhellung eines dieſer vielen zuweilen leichtfertig von einem zum andern kolportierten Schauermärchen, mit denen der augenblicklich notwendige und deshalb geſunde kriegspolitiſche Inſtinkt eines Volkes unnötigerweiſe entſtellt und künſtlich erhitzt wird. Ich hatte in letzter Zeit öfter von ſeltſamen Keulen gehört, mit denen die Engländer im Nahkampf die Deutſchen erſchlagen ſollten. In dieſem Hoſpital bekam ich endlich eine ſolche zu ſehen: einen 60 Zentimeter langen feſten Holzſtock mit Griff, der oben eine dicke bleierne Umfaſſung trug. Dieſe bleierne Umfaſſung wies vom Gebrauch viele Schrammen auf. Die ganze Keule war ſehr handlich und machte auf jeden einen ganz gemeinen Eindruck. Wir unterhielten uns nun mit den Verwundeten über dieſe Waffe und brachten endlich heraus, daß es ſich bei dieſen Totſchlägern um etwas ganz anderes als Keulen handelte. Die Engländer haben in letzter Zeit eine neue Art von Handgranaten. Die Handgranaten werden durchweg durch Zerreißen einer kleinen Zündſchnur exploſionsfähig gemacht. Bei dieſen neuen Handgranaten hingegen mußte ein kleiner Metallknopf abgeſchlagen werden, damit die Waffe verwendungsbereit war. Dieſen Metallknopf abzuſchlagen, dazu diente jene „Keule" — und auch die Schrammen auf der Bleiumfaſſung hatten nun einen ganz natürlichen Urſprung.

Wir trafen deutſche Verwundete, die aus der Schlacht zurückkehr-

ten. Ein Unteroffizier liegt heute im Hospital von Courtrai, dem das Schicksal besonders mitgespielt hat. Er war gerade mit einem Gefreiten auf Patrouille draußen, als am Sonnabendmorgen 4 Uhr 45 Minuten jener Eisenhagel auf unsere Gräben niederging, der die große Offensive eröffnete. Er konnte nicht zurück, grub sich ein und wurde gegen 7 Uhr, als die Engländer stürmten, gefangen. Die Engländer nahmen die Deutschen mit sich, zwangen sie zu Führern in dem Grabengewirr neben und unter der großen Straße Ypern-Menin und stießen den Gefreiten, der sich weigerte, ihnen bei den Schanzarbeiten zu helfen, nieder. Gegen Mittag, als der Unteroffizier sich gerade im sogenannten Durchstich 4 unter der Chaussee befand, stürmten die Sachsen aus der Fingerstellung und drängten die Engländer zurück. Um ein Haar hätte die Handgranate eines deutschen Kameraden den Unteroffizier getötet. Leicht verwundet fiel er seinen Befreiern in die Hände. Außer ihm wurde durch den deutschen Gegenstoß noch eine andere Gruppe von 10 Mann und 2 Unteroffizieren aus englischer Gefangenschaft befreit. Auch diese sollen von den Engländern als Führer und Schanzarbeiter benutzt worden sein.

Sonntag, Montag, Dienstag herrschte an der Ypernfront Ruhe — außer dem gewöhnlichen Artillerie- und Infanteriegeknalle, das die Leute Tag und Nacht in Atem hält. Wir bauten unsere Gräben aus. Der Feind schien seine Offensive nicht wiederholen zu wollen. Dafür bereiteten wir selber für Mittwochabend eine Überraschung vor, die ihm beweisen sollte, daß die deutsche Westfront sich nicht nur verteidigen, sondern darüber hinaus auch heute noch zu kräftigem Schlage ausholen kann.

Die Deutschen erobern Höhe 50

Südlich Ypern, 29. September.

Der große Minentrichter, mit dem die Engländer sich am Sonnabend in unsere Linie hinein gesprengt hatten, war wiedererobert. Sofort begannen unsere Leute, sich von diesem Trichter aus unterirdisch vorwärts zu wühlen. Dabei konnten sie die alten Gänge des Gegners zum Teil benutzen.

Das Ziel dieses Wühlens war die Sprengung von Höhe 50. Auf Höhe 50 lagen gewöhnlich zwei kriegsstarke englische Kompagnien — jetzt vielleicht noch mehr. Diese Höhe ragte wie eine Beule in unsere Front hinein. Von ihr aus konnten unsere Linien 100 m weit nach beiden Seiten flankierend eingesehen werden. Mittwochabend 5 Uhr 30 Minuten sollte die Sprengung stattfinden. Zu gleicher Zeit sollten unsere Truppen gegen den überraschten Gegner vorgehen, zunächst den Trichter, dann die ganze Höhe besetzen, endlich den so eroberten Einsprung in die feindliche Front nach links und

rechts an unſere alte Linie angleichen. Von Sonntag bis Mittwoch wurde Tag und Nacht gegraben, gehämmert, geſchleppt, geſägt. Nicht nur der Stollen mußte bis zur feſtgeſetzten Stunde fertig ſein. Die neue Stellung mußte ſofort nach dem Sturm ausgebaut werden. Die Drahthinderniſſe mußten fix und fertig da liegen, daß man ſie nur über den eroberten neuen Grabenrand hinaus zu werfen brauchte. Sandſäcke und Bretter, Eiſenſchilde und Schießſcharten, alle Requiſiten des modernen Stellungskrieges mußten parat ſein. In den ſchmalen naſſen Zugangsgräben, die ſich durch den Schloßpark von Hooge ſchlängelten, krochen unſere Sachſen und Elſäſſer bei ſtrömendem Regen hin und her.

In dieſen dreck- und lehmbeſpritzten Männern, die hier oben im Ypernbogen, die nebenan bei Loos und Lens, die weiter unten in der weißen Champagne gefaßt und ſtumm ihre Arbeit verrichteten, an ihrem Arm, an ihrer unerſchütterlichen Ruhe hing das Schickſal unſeres ganzen Landes. Seit einem Jahr — gewiß — aber niemals deutlicher, niemals geſpannter wie in dieſen Tagen. Über die alte und neue Welt ſchwirren die Funkenſprüche von der großen Entſcheidungsſchlacht hier draußen. Millionen Köpfe denken, hoffen, debattieren. Das Schickſal Europas ſoll hier entſchieden werden. Zuletzt hängt es an dieſen grauen groben Geſtalten, die hier vorn im Regen hantieren — auch an dieſen etwas gebückt ſchreitenden Chemnitzer Textilarbeitern und Erzgebirglern.

Am Dienstagabend lief eine Meldung ein, die die Spannung noch vermehrte. Aus ſoundſo viel Anzeichen glaubte ein Abſchnittskommandeur ſchließen zu müſſen, daß die Engländer uns mit der Sprengung zuvorkommen würden. Das iſt eine oft erlebte und die übelſte Überraſchung im Minenkrieg: kurz vor der Tat fliegt die eigene Mannſchaft, der eigene Graben in die Luft. Die Nacht ward unruhig. Höchſte Gefechtsbereitſchaft überall. Im Generalkommando faſt kein Schlaf. Der Morgen kam, der Mittag. Gegen 5 Uhr machten wir uns auf den Weg, um von einer Höhe zwiſchen Zandvoorde und Geluwe die Sprengung zu beobachten.

Ich hatte es noch nie erlebt: dieſes drückende, laſtende Gefühl, dieſe zuerſt unfaßbare Vorſtellung: in zwei Stunden ſollen 500 Mann in die Luft geſprengt werden — in zwei Stunden werden die Erzgebirgler gegen die engliſchen Maſchinengewehre anrennen — in zwei Stunden wird einiges tot und kalt ſein, was jetzt noch lebenswarm in der Sonne plaudert. Und als wir durch den aufgeweichten Lehmboden ſtampften, um die Höhe zu erreichen, von der aus das Kampffeld zu überſehen war, überkam mich ein leiſes Schamgefühl: nun ſtanden wir hier oben mit dem Fernglas in der Hand, einige ungeduldig die Uhr muſternd, und warteten. Worauf? Auf einen dumpfen Knall, auf eine Rieſenwolke, auf den Höllenlärm des Angriffs. Worauf? Auf die Wolke des Todes, auf die Muſik des Todes, auf den Tod von vielen hundert Menſchen...

Die Landschaft ist wellig hier oben, viel Wald, viel Wasser — ein Land für Landsitze. Der Rittmeister, der uns begleitet, zeigt uns den Schloßpark der Vaughan, den Schloßpark des Baron de Vinkh. Der Park von Hoove, der vor uns liegt, ist zerschossen, sein Wald gelichtet. Mit den Sümpfen und Seen, mit den sonst hier seltenen Kiefern erinnert die Landschaft an die Mark. Aber überall auf den Wiesen und Äckern, an den Straßen und Feldwegen stehen verstreut die weißen Kreuze. „Ein Engländer". „Ein deutscher Soldat". „Zwei tapfere Elsässer". An eines der Kreuze ist ein Flugzeugpropeller genagelt: „Zwei englische Flieger".

Plötzlich wird die Luft erschüttert durch einen dumpfen langen Ton, der uns alle beben macht. Die Erde selber scheint zu zittern, die Luft, der Himmel. Noch einmal. Die ganze Erde brüllt, stöhnt auf und speit eine ekelerregende gelbe Riesenwolke aus sich auf. Drüben hinterm Berg — keine Wolke mehr — eine schwelende Wand, ein Wald von gelbem Schmutz, der wächst in die Höhe und Breite. Ich sehe auf das gelbe Ungetüm und kann an gar nichts denken, nicht an die Grabenstücke, nicht an die 500 Engländer, die jetzt da drüben in der Luft umherfliegen — ich habe vor dieser gelben Wolke nur das Gefühl eines unbestimmten Ekels.

Einen Augenblick ist alles starr. Wie wenn nachts der Blitz die Räder eines fahrenden Wagens beleuchtet — alle stehen still, nichts rührt sich. So hält Erde und Himmel für einen Augenblick den Atem an. Aber dann bricht es los. Die englischen Batterien — überrascht, wütend, toll — beginnen wie sinnlos zu schießen. Sperrfeuer nach hinten! Feuer in die Gräben! Feuer auf den Sprengtrichter! Wie das Bellen und Kläffen einer Meute von Hunden — heiser, dumpf, hell — erfüllt ein Höllengezänk die Luft. Kurz, ratternd, abgehackt, stoßen die Einschläge in das orgelnde Gebrüll der pflügenden Geschosse. Endlich die lange Marinebatterie — ihr Abschuß klingt wie eine stürzende Stadt, ihr Einschlag wie ein Donnerknall bei Hochgewitter und Blitz im Nachbarhaus — ihre melodisch brüllende Geschoßbahn verfolgst du sekundenlang durch die aufgehetzten Lüfte. Dies alles schreit durcheinander — unregelmäßig, verwirrt, nervös gemacht durch die plötzliche Sprengung — nicht wie das vorbereitete, trommelnde Grabenfeuer, das sich am Samstag stundenlang auf unsere Gräben ergoß.

Zuerst hörten wir nichts als dieses laute Brüllen der Kanonen. Aber das Ohr gewöhnte sich. Nun treten allmählich aus dem rollenden Lärm die kleinen hackenden Geräusche der Infanterie hervor. Manchmal in knarrenden Salven. Meistens allein, kurz, spitz, fast tonlos. Und das Tak-tak der Maschinengewehre, dieses monotone aufpeitschende Rattern. Und das abgerissene Husten der platzenden Handgranaten. Alle leeren Räume füllten sich mit starken und schwachen Geräuschen. Es brüllte aus den Büschen, die rings um uns standen, aus den Wiesen, aus der Erde, es brüllte und ratterte überall — unsere Körper lösten sich wie auf in diesem Tumult — jawohl — wir

waren schließlich selber ein Teil dieser stöhnenden brüllenden Atmosphäre.

Aber dann ordnete es sich — das Schießen wurde regelmäßiger, der Infanterieangriff schien beendet. Es wurde nicht ruhig. Aber man konnte nun unser eigenes von dem fremden Feuer genau unterscheiden. Es ward ein gewöhnliches Artillerieduell.

Wir wanderten auf die Chaussee zurück, um von da den Gefechtsstand der Division aufzusuchen, in deren Bereich sich das eben beendete Gefecht abgespielt hatte. Wir redeten über den Erfolg. War die Besetzung des Trichters geglückt? War die Sprengung überhaupt gelungen? Denn wir selber hatten natürlich nichts vom Ausgang des Kampfes gesehen. Wir hatten überhaupt nichts vom Kampf gesehen — außer jener gelben Säule und ein paar weißen Schrapnellwölkchen und vielen schmutzigen Rauchfäden, die vom Einschlag der Granaten herrührten.

Als wir auf dem Gefechtsstand ankamen, erhielten wir folgende Nachricht. Die Sprengung war glänzend gelungen. Die beiden Kompagnien des Gegners mußten restlos vernichtet sein. Zehn unverwundete Gefangene aus der vordersten Linie, die durch den Luftdruck zu uns herübergeschleudert waren, befanden sich bereits auf dem Wege zu uns. Der Trichter war mit ganz geringen Verlusten unsererseits besetzt worden. Ein paar eroberte Maschinengewehre feuerten schon kräftig auf ihre früheren Eigentümer. Die Verbindungen des Trichters mit unserer Linie waren genau in der geplanten Richtung hergestellt. Drahthindernisse, Schießlöcher, Schutzeisen — alles war eingebaut. Die früher so lästige Stütz- und Beobachtungshöhe 50 war fest in unserer Hand.

Am Abend im Generalkommando sprachen wir über das Grausame dieses Sprengungskrieges. Einer von uns machte ein paar Einwendungen. „Da kann ich Ihnen eine interessante Mitteilung machen," mischte sich der Nachrichtenoffizier ins Gespräch, „nach den Aussagen der Gefangenen, die ich eben vernommen habe, war die Abquetschung unseres Stollens durch die Engländer für morgen früh 5 Uhr 30 Minuten in Aussicht genommen. Wir sind ihnen also lediglich um 12 Stunden zuvorgekommen."

Ein Gegenangriff und eine neue Sprengung

Südlich Ypern, 30. September.

Die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag verging ruhig. Die Engländer schienen das verlorene Gelände und Höhe 50 in unserer Hand lassen zu wollen. Am Donnerstagvormittag, als wir über das Schlachtfeld von Zandvoorde ritten, ward wenig geschossen. Nur ein Flieger warf Bomben in ein Haus, das wir vor drei Minuten verlassen hatten.

Die Daten der weißen Kreuze, an denen wir vorbeiritten, jährten sich gerade. Hier auf den Hügeln von Zandvoorde ward eine der blutigsten Schlachten geschlagen. Wer kennt sie? Über die englischen Gräben, die damals unter schweren Verlusten gestürmt wurden, ist heute schon Unkraut gewachsen. Ein Jahr lang liegt das Korps D. jetzt hier oben vor Ypern! Es kämpfte bei Mülhausen, bei Saarburg, bei Craonne und Hurtebise — wie der Wind jagte es die Front hinauf — jetzt liegt es ein Jahr lang im Kampf um Höhe 60, um Hooge. Man faßt sich an den Kopf: ein Jahr lang. Was ist ein Jahr im Frieden? Es gibt hier Leute, die 365 Tage lang an einer Stelle, in einem Unterstand, mit einer Beschäftigung zugebracht haben.

Gegen Mittag hörte das Feuer ganz auf. Über dem Hügel, aus dem hie und da rotbraune Heideflecken leuchteten, lag eine warme Septembersonne, ein Summen von Bienen und Käfern. Eine Zeitlang herrschte die Ruhe eines Mittags in der Heide.

Aber gegen 2 Uhr begannen die Engländer den Gegenangriff. Zunächst überschütteten sie das verlorene Terrain mit einem Hagel von Eisen. Besonders auf den neuen Trichter konzentrierten sie ein mörderisches Feuer. Dann begannen sie Sturm zu laufen. Am heftigsten gegen die neuen Seitengräben, die den vorgeschobenen Trichter nach links und rechts, rückwärts mit unseren Linien verbanden. Aber ohne Erfolg. Unsere Trichterbesetzung hielt im schwersten Feuer stand. Als die Engländer anstürmten, wurden sie zum Teil schon hinten von unserer Artillerie zusammengeschossen. Wer näher kam, geriet vor unsere Maschinengewehre. Immerhin hatten unsere Leute gegen die unaufhörlich andrängende Übermacht gegen Abend einen schweren Stand. Und vielleicht hätten sie sich am Ende doch zur Räumung des gestern eroberten Geländes entschließen müssen, wenn ihnen nicht zwischen 7 und 8 Uhr eine neue Sprengung — diesmal freilich an einer andern Stelle der Front — Hilfe und Entlastung gebracht hätte. Diese Sprengung — aus 7 Einzelsprengungen bestehend — fand in der Nähe von Höhe 60 statt. Sie mußten nach Lage der Dinge den Gegner noch mehr überraschen als die Sprengung von gestern. Sie zog genau wie gestern sofort das ganze Artilleriefeuer auf sich. Da der Gegner annehmen mußte, daß wir an einigen Stellen oder an allen sieben zugleich angreifen würden, so mußte er von der bedrohten Stellung bei Hooge auch Truppen wegschaffen. Dadurch wurde die Lage für unsere tapfer ausharrenden Sachsen erleichtert. Der Angriff flaute ab. Sie hatten Ruhe, und Höhe 50 blieb sicher in unserer Hand.

Auch diese große Sprengung habe ich, diesmal vom Kirchturm in D., mitansehen dürfen. Die Leute gingen gerade zur Abendmesse, als wir durch das Halbdunkel des Hinterschiffs in das Treppenhaus des Turmes schlüpften. Die Uhr schlug sieben, als wir oben anlangten. Wenn die Orgel begann, zitterte das Gelände leise, an das wir uns lehnten. Die flandrische Ebene versank langsam in Dämmer und Dunkel. Scharf hob sich am Horizont der Kemmel ab — als ein-

ziger Berg. Höhe 60 verſchwamm im Nebel. Die groteske Silhouette der zerſtörten Kirche von Zandvoorde rückte für einen Augenblick ſichtbar in das Glas.

Der Kampf um unſern geſtern eroberten Trichter dauerte um 7 Uhr noch unvermindert heftig an. Das Rollen und Krachen der Geſchütze bekam jetzt Farbe, je dunkler es wurde. Das Mündungsfeuer ſpielte kurze rote Fächer in die Luft — aus Wäldern, hinter Bergen, vom freien Felde flammte es rot auf. Dicke Blitze von krepierenden Granaten. Hoch über den Bäumen zuckende Schrapnells. Und am ganzen Horizont entlang, auf und ab, in kurzen und langen Pauſen, das weiche fließende Licht der Leuchtkugeln und Raketen. Es iſt ein ganz anderes Licht — gegen das harte, abgeriſſene, aufdringliche Spritzlicht der Geſchoſſe. Langſam wie eine Frage, wie ein Heimweh — ſteigt es auf, milde in ſeiner Klarheit — es zieht in ſanften Bogen durch die Nacht, es fällt traurig herab.

Dieſer Krieg hat ſoviel Neues, ſoviel neue Bilder gebracht. Zu dem ganz Neuen gehörten dieſe feuerzaubernden Nächte — mit weißen, gelben, roten, grünen Raketen. Was überwindet der Krieg nicht? Die Luft — durch den Flieger, — das Waſſer — durch das U-Boot, die Erde — durch unſere Minentrupps, die Nacht — durch dieſes unaufhörliche Feuerwerk.

Um 7 Uhr 15 Minuten ſollte die erſte Sprengung ſein. Wir ſtanden und ſahen in Richtung von Höhe 60.

Plötzlich hörte ich ein leiſes Klingeln von unten. Es war der Prieſter am Altar. Mir kam es vor wie die Glocke des Regiſſeurs. Ich dachte einen Augenblick, hinunterzuſteigen...

Aber da flammte es auch ſchon auf — eine breite hohe Feuerpyramide, dunkelrot, nach oben ſpitz aufzüngelnd. Und bald darauf ein langes Rollen und Poltern, das alle kleinen und großen Geräuſche in ſich aufſog. Nun folgte wie geſtern die kurze Pauſe des Schweigens. Und dann begann wie geſtern der aufgeregte Höllenlärm des überraſchten Gegners. Alle Geſchütze ließ er gegen die bedrohte Stelle los. Die Kugeln und Raketen folgten ſich ſo ſchnell, eine die andere überleuchtend. Um 7 Uhr 25 Minuten erfolgte die zweite Sprengung, eine zweite rote Feuerpyramide — diesmal etwas ſüdlicher. Dann 10 Minuten ſpäter — ein Feuerüberfall von uns — ein regelmäßiges Maſchinengewehrfeuer, aus einer Richtung, auf einer einzigen Stelle der gegneriſchen Front. Und ſo folgte eins dem andern — eine Hölle von Licht und Lärm.

Und dazwiſchen klang aus der Turmtür das Singen der Gemeinde. Die Orgel ſetzte brauſend ein. Die Glocke des Prieſters klingelte.

Vielleicht war das Ganze doch ein Theater — des Teufels.

Die Nacht im Eiskeller

Vor Ypern, September 1915.

Mit ausgelöschten Lichtern tastet sich unser Wagen langsam auf der Chaussee vor. Stockfinstere Nacht. Es regnet in Strömen. Hie und da ein Posten, der vom Kutscher die Parole fordert. Ab und zu eine Leuchtkugel, die das ganze Gelände geisterhaft erhellt. Man sieht schwarze Umrisse von Mauern und Wagen auf der Chaussee — müde, verregnet — kommen und gehen, Verwundete und Krankenträger, zerfetzte Waldstücke, Telephonstrippen, Hausruinen, frischgebaute Stellungen. Immer lebendiger wird das Dunkel, je tiefer wir in das nächtliche Uhrwerk der großen Schlacht vorschreiten.

Da, wo der Wald anfängt, steigen wir auf. Reserven liegen und stehen wartend herum — völlig durchnäßt. Die Gräben beginnen. Die Gräben sind blank von Wasser. Langsam schieben wir uns vorwärts. Aus der Stellung vorn knallt es herüber wie von großen Peitschen — Gewehrfeuer — hell — mit schauerlichem Echo. Die Artillerie ist fast still — nur selten ein dumpfer Einschlag. Zahlreiche verirrte Kugeln sausen über uns in den Wald — hellpfeifend und singend — und schlagen klatschend in das Holz der Bäume. Wieder begegnen uns Krankenträger. Dunkle Schatten. Auf den Wegen dunkle Pakete. Sind es Verwundete, Tote? Der Graben ist schmal. Wir pressen uns an die nasse Lehmwand und lassen den heiligen Zug vorbei.

Immer häufiger klatschen die Kugeln in die Bäume. Wir sind 600 Meter vorm Feind. Eine Lichtung, in der weißes Bauholz schimmert. Wir biegen in einen Seitengraben und sind am Ziel. Wir treten in zwei, drei alte ausgemauerte Gewölbe — schräg in die Erde eingelassen. Das ist der „Eiskeller".

Dieser Wald, durch den wir gewandert sind, war einst der Schloßpark von Hooge — mit breiten Wegen, lauschigen Ecken, herrlichem Waldbestand. Das große und weiße Herrenhaus liegt heute vorn in der umkämpften Front. Ein Trümmerhaufen, der zur Feldschanze aufgeworfen ist. Diese Gewölbe waren der Eiskeller des reichen Schlosses — dunkel, kühl, mit grünem Moos an den Eingangstoren. Heute herrschen hier Ärzte und Telephonisten.

Es ist 12 Uhr Mitternacht. Der Telephonist sitzt vor seinem Schrank mit den vielen Löchern, Stöpseln und Drähten. Unaufhörlich: Täh—tatäh—tatäh—. Er wirft die Stöpsel hinein — horcht, ob gesprochen wird — zieht die Stöpsel wieder heraus — fertigt Fragen und Bitten ab — nicht unruhiger als in einer Zentrale von Hamburg oder Leipzig — und ist doch nur 600 Meter vor dem sicheren Tod.

Ein junger Mensch von der Verbandsstelle im Nebengewölbe tritt ein. Er will mit Feldlazarett 1 sprechen. Täh—tatäh—tatäh. „Hallo. Hier Eiskeller. Also: bisher 24 Schwer- und 68 Leichtverwundete

hier durchpaſſiert. Letzter Transport eben von Hindenburgeck abgefahren. Reſt wird nach Feldlazarett 3 dirigiert. Hallo! Verſtanden? Hören Sie: Hauptmann P. mit ſchwerem Kopfſchuß liegt noch vorn und kommt im Laufe der Nacht. Auto bereit halten. Verſtanden? Schluß." Täh—tatäh—tatäh.

Mitten in dem Geſpräch ein Einſchlag — nicht weit von hier — die Scheiben der Tür klirren — der Apparat — die Taſſe, die neben dem Telephoniſten ſteht — der ganze Keller zittert dumpf. Man ſieht nach oben an das niedrige Ziegelgewölbe. Ein einziges dickes Kaliber — und der ganze „Eiskeller" iſt verſchüttet. — Um 1½ Uhr langes Geſpräch von vorn an den Kommandeur der Artillerie. Ich höre nur abgeriſſene Sätze. — „Gegenüber Abſchnitt 10 feuert vorgezogenes feindliches Geſchütz." — „Starke Schanzabteilungen ſeit einer halben Stunde gegenüber Abſchnitt A tätig." — „Zwei feindliche Maſchinengewehre in linker Hälfte von ‚Gambetta-Graben' anſcheinend umgebaut in Richtung ‚Bach-Stellung'."

Es iſt naßkalt im „Eiskeller". Einige Ziegel des Bodens ſind loſe, und das ſchmutzige Waſſer quillt hervor, wenn man auf ſie tritt. In der Ecke auf einem Lager von Stroh, in einer Holzkiſte, beginnt es zu ſchnarchen. Eine Weckuhr tickt — an einem langen braunen Eiſennagel der Wand hängend. Da — wieder ein Einſchlag — wieder ein Klirren und Zittern, das durch die ganze Erde fortgeht. Und immer wieder: täh—tatäh—tatäh — dieſes leiſe, aber eindringliche, in ſeiner monotonen Unerſchütterlichkeit aufpeitſchende Geſurre: tatäh—tatäh—tatäh.

Um 2 Uhr 15 Minuten wird es vor der Tür des Eiskellers lebendig; ich trete hinaus in die pechſchwarze Nacht. In das Stimmengewirr des Arztes und der Träger miſchen ſich die ſtöhnenden, wimmernden Laute der eben angekommenen Verwundeten. Aus dem Nebengewölbe fällt das weiße ſtechende Licht einiger Azetylenlampen. Im Vorbeigehen ſtoße ich an etwas Weiches. Ich leuchte hinunter — an der Wand liegt ein Schlafender — regungslos — anſcheinend übermüdet hingeſunken. Ich decke ihn zu. Aus dem Gewölbe her ertönt der Schrei eines Verwundeten, dem der Arzt ſeinen Verband abnimmt.

Dies ſind die Letzten, die der abgeſchlagene Angriff uns koſtete. Es ſind die am ſchwerſten Verwundeten, die Hilfloſen, deren Transport am längſten währte. Manche von ihnen ſind erſt vor einer Stunde unter dem Schutze des Dunkels aus dem feindlichen Infanteriefeuer herausgezerrt worden. Schmutzig, blutüberſtrömt — in voller Ausrüſtung — liegen ſie auf den Bahren. Einer umklammert in der Wundangſt ſeine gerettete Tabakspfeife — ſein rechtes Bein iſt ihm abgeſchoſſen — ein blutender Stumpf.

Einer nach dem anderen kommt auf den weichen, weißen Leinentiſch, unter das grelle Oberlicht, das ſeine Züge noch bleicher macht und ſeine Wunden blank und bloß legt. Du ſtehſt dabei. Zuerſt windeſt du dich vor Grauen — ein Zorn packt dich. Dann kommen die

Tränen. Aber dann ſiehſt du einen zerriſſenen armen Teufel, der die Zähne zuſammenbeißt. Dann ſchämſt du dich — nicht wegen der Tränen, ſondern weil du hier ſtehſt — als elender Zuſchauer. Und dann legſt du ganz von ſelber die Hand mit an. Du hörſt keine Einſchläge mehr und keine Gewehrkugeln pfeifen — kaum noch das Wimmern der ringsum Wartenden. Du ſiehſt nur, wie du einem armen hilfloſen Menſchenbruder ein Quentchen Linderung, ein ganz klein wenig Hilfe bringen kannſt ...

Stunde auf Stunde verrinnt. Immer leerer wird das Gewölbe. Unermüdlich arbeitet der Arzt — freundlich und leiſe helfen ihm die anderen. „Kumm, Kamrad" — ein graubärtiger Sanitäter ſagt es begütigend zu einem Sterbenden, der nichts mehr hört und ſieht.

Um 5 Uhr morgens erſchüttert ein furchtbarer Knall das Gewölbe, die Erde, die ganze Luft. Alle Verwundeten waren jetzt fort. Ich ſaß neben dem Arzt, der die Verwundetenliſte abſchloß. Auf den Knall ſpringen wir hinaus. Das konnte kein Einſchlag ſein. Durch den gelichteten Wald ſahen wir vorn über der erſten Linie eine gewaltige Rauch- und Feuerſäule aufſteigen. Ein Handgranatenlager mußte explodiert ſein — oder ein Munitionsſchuppen oder ein Lager von Leuchtraketen — Gott ſei Dank nicht bei uns.

Als wir zurückkamen, lag jener Schlafende noch immer an der Mauer des Eiskellers. Der Arzt nahm die Decken von ihm. Es war kein Schlafender, ſondern ein Toter.

Unterdeſſen hatte ſich der Himmel im Oſten gerötet. Die Sonne ſtieg aus ihren Morgenſchleiern auf. In allen Regentropfen der Zweige und Blätter und Blumen brach ſich der Glanz der Morgenſonne. Ein Specht begann zu hämmern. Wir ſaßen vor der Tür des Eiskellers. An der weißen Schürze des Arztes war noch ein kleiner Fleck roten Blutes.

Der Brauer und der Clerk

Großes Hauptquartier, 20. Mai.

Der Clerk war aus Ipswich, und eigentlich ganz unkriegeriſch. Sein Vater handelte in Tabak und machte gute Geſchäfte mit Rotterdam und Hamburg. Der Clerk hatte auch ein kleines Mädel — ein Tippmädel von 19 Jahren. Er ſelber war 21 und wollte ſie heiraten, ſobald ſein Vater ihn ins Geſchäft nahm. Jetzt war er noch ausgelernter Clerk bei Stevenſon Sons Ltd., und verdiente 15 Pfund im Monat. Sein Leben war ſo klar, ſo einfach — ſo ſicher im voraus zu berechnen. Er würde auf 16, 18 und 20 Pfund ſteigen, und dann ins Geſchäft zum Vater gehen. Der Alte würde etwas knurren zu dem mittelloſen Mädel, aber die Mutter würde ihm helfen. Denn der Clerk war tüchtig — ein ſmarter Junge — dazu kräftig und ſchön

gewachsen — ein anerkannt guter Stürmer im Fußball. So würden sie heiraten — sie würden Kinder bekommen — und als gute angesehene Bürger in Ipswich älter und älter werden. Nie schien etwas so normal, so selbstverständlich wie das Leben und die Zukunft dieses Clerks in Ipswich.

Aber dann kam der Krieg. Zuerst ging in England alles seinen gewöhnlichen Gang. Der Clerk las die Zeitungen. Viel Erfolge hatten die Engländer nicht — das mußte man schon sagen. Aber diese verrückten Deutschen würden die Sache bald satt haben und um Frieden bitten. Das dachte damals jedermann in England — auch der Clerk. Aber es dauerte immer länger. Immer mehr Soldaten wurden nach Flandern geschickt. Sie kamen nicht voran. Alle Vereine hielten Versammlungen ab: Freiwillige, Freiwillige, Freiwillige! — schrie es auf der Straße, im Theater, in der Kirche, in der Kneipe. Eines Sonntags mußte auch der Clerk heran. Er tat es weder unwillig noch besonders gern. Aber man konnte nicht anders. Und der Vater des Clerk war stolz. Es war sein Einziger. Er kam bei London ins Lager, und nach 5 Monaten Drill schon lag er drüben südlich Ypern im vordersten Graben.

Der Clerk war bei den Royal Scotch Fusileers. Er bekam viele Pakete. Sein kleines Mädel schickte ihm täglich einen Brief — und einmal auch eine kleine Photographie. Darauf saß sie vor ihrer Schreibmaschine in der Sonne. Unter der Photographie stand geschrieben: „Look here the waves of my hair — and how industrious I am!" Immer trug der Clerk diese Photographie, die in seinem Soldier-Book lag, bei sich in der Tasche.

Damals lagen den Royal Scotch Fusileers südlich Ypern unsere Sachsen gegenüber. Unter ihnen ein junger Brauer aus Nordhausen. Der war vom ersten Tage ab im Krieg. Ein gut bezahlter Brauer — seit langem in Nordhausen südlich des Harzes tätig. Auch er hatte ein Mädel zu Hause — es war eine Kellnerin. Sie wollten gerade im Herbst heiraten — wollten dann ein paar Jahre sparen und dann selber eine kleine Wirtschaft eröffnen. Sie waren normale, friedliche Kleinbürger — ohne besonderen Ehrgeiz. Ich sehe sie ordentlich, wie sie sich im Herbst 1914 verheiratet hätten, wie sie eine Wirtschaft suchen, eine kleine, billige, die nicht recht vorwärts will, wie sie die sauber einrichten, ihr einen schwungvollen neuen Namen geben, wie sie fleißig arbeiten und im Laufe der Jahre rund und behäbig werden...

Aber das alles hat der Krieg unmöglich gemacht. Der Brauer rückte am 4. August ein. Er kämpfte in Belgien, in Frankreich, an der Yser; schließlich lag er genau dem Clerk gegenüber — in 80 Metern Entfernung — wochenlang. Zwei Menschen waren einander gegenübergeworfen — zwei Familien, zwei Lebenskreise, die nichts miteinander oder gegeneinander hatten — so fremd — wie wenn du einen grauen Stein vom kalifornischen Gebirge verschleppst und legst ihn dicht neben einen anderen Stein von der Insel Rügen.

Eines Tages sprengten die Sachsen den Engländern ein Stück ihres Grabens weg. Beim Kampf um den Trichter geriet der Clerk mit dem Brauer zusammen. Der Clerk warf eine Handgranate nach ihm. Die ging über ihn hinweg und platzte in einem anderen Grabenstück. Der Brauer duckte sich, zielte mit einem Revolver und schoß den Clerk mitten durch den Kopf. Der hob die Arme und sank nach hinten.

Als der Trichter von den Deutschen besetzt war, fragte der Brauer den Trichterkommandanten: Er habe da einen englischen „Freund" liegen — ob er dessen Soldbuch mitnehmen könne als Andenken? — „Einen englischen Freund?" — „Nun, ja, einen schönen, jungen Engländer, den er hätte erschießen müssen — der erste, den er mit seinem Wissen getötet hätte. Er möchte als Andenken etwas von ihm mitnehmen." — Der Trichterkommandant erlaubte es. Der Brauer kroch zur Leiche des Clerks und nahm sein Soldierbook ab, dazu eine kleine Nadel mit einer schottischen Katze, die die Soldaten der Royal Scotch Fusileers am Rock zu tragen pflegen. In dem Soldierbook lag die Photographie des kleinen Tippmädels und ein Gruppenbild, auf dem der Clerk selber in der Mitte stand — wirklich ein schöner, kräftiger Bursche.

Zehn Tage nach diesem Kampfe um den Trichter trafen wir den Brauer auf dem Wege von der Stellung ins Lazarett. Sein Darm war nicht in Ordnung. Er erzählte uns von den Kämpfen der letzten Tage und zeigte uns das Soldbuch seines „Freundes" mit dem merkwürdigen Inhalt. Die Katze schenkte er uns gern, auch das Buch, wenn es uns interessierte — und die Photographie des Tippmädels. Nur das Bild des Toten nicht, seines „Freundes". Das wollte er aufbewahren für immer — „weil er so ein schöner, junger Bursche ist und ich ihn töten mußte". Der Brauer war ein stämmiger, schlichter Mann, und sagte das ohne Pose. Ich glaube, ein ganz klein wenig Siegesgefühl war auch dabei. Wollte er das Bild vielleicht in der kleinen Wirtschaft herumzeigen, die er nach dem Kriege mit seiner Braut zu eröffnen gedenkt?

Mit der Photographie in der Tasche zog der Brauer langsam ab. Wir sahen ihm nach. Es war ein sonniger Nachmittag. Wenn wir nicht so schnell nach vorn hätten in die Stellung müssen, wir hätten vielleicht noch lange auf dem Hügel gesessen und nachgedacht. Über diese beiden einander so wildfremden Menschen. Warum gerade ihre beiden Schicksale ineinander schlagen mußten? Warum ward dieser Brauer das Unglück jenes alten Tabakhändlers in Ipswich? Wie tragen wir jetzt die Photographie jenes kleinen Tippmädels mit uns herum — ihre liebevollen Worte, die doch für uns nicht geschrieben sind?

Aber dieser Krieg gibt so viele und große menschliche Rätsel auf — was sollen wir uns das Herz schwer machen mit den Gedanken an diese Geheimnisse? Wir sollten den Clerk ruhen lassen, und den Vater und die Mutter weinen lassen mit den Hunderttausenden anderen,

und der Brauer möge das Bild behalten, wenn er noch lebt — und diese Geschichte mag zu den vielen anderen Geschichten dieses Krieges gelegt werden.

Und doch ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Einer von uns erzählte das traurige Schicksal dieses Clerks in einem deutschen Blatte. Dabei nannte er den Clerk bei Namen. Die Zeitung kam nach Rotterdam. Der holländische Händler, der dem Vater des Clerk den Tabak lieferte, erkannte den Namen seines Freundes. Er schickte ihm das Blatt nach Ipswich, und der alte Kaufmann sah, daß der Clerk sein Sohn sei. Sie schrieben hin und her, und auch an uns. Nach ein paar Wochen bekam der Vater in einem dicken Briefe das Soldbuch seines Sohnes gesandt — die kleine Nadel mit der schottischen Katze und die Photographie mit jenem Mädchen, das vielleicht einmal seine Tochter geworden wäre.

Hinter der Sommefront

Cambrai, 17. Juli 1916.

September 1914. Zwischen Verdun und Lille tobt die Marneschlacht. Zum ersten Male zitterte Deutschland. Auf einer kleinen ausgeleierten Lokomotive fuhren wir um Mitternacht hier in Cambrai ein. Vom Westen rollte der Donner des Kampfes um Bapaume herüber. In einer Eckwirtschaft lagen am Boden die ersten blutenden Engländer. Durch die dunklen Straßen der Geburtsstadt Blériots wälzte sich unser Nachschub. Gefangene drückten sich lautlos, schattenhaft an ihnen vorbei. Auf dem Pflaster des Marktes schlief ein Jägerbataillon. „Morgen wird Arras genommen!" — sagte ein Wandsbecker Husar.

Juli 1916. Wieder in Cambrai. Wieder zittert die Heimat. Wieder steht die Picardie in Flammen. Wieder sieht der alte Belfried der Cambräser zu seinen Füßen die neuen Saaten und die blutigen Ernten einer Riesenschlacht wimmeln.

Spät abends treffen wir ein. Auf dem Bahnhof stauen sich die Menschen. Kein Licht in den Straßen. Die Place d'Armes wimmelnd von dunklen Soldatenschatten. Aus einer Nebenstraße keucht ein Auto. Seine zwei langen Scheinwerferfinger beleuchten für einen Augenblick den nächtlichen Platz — die Radfahrerkompagnie, müde, beschmutzt — die breite Fassade des alten Rathauses — das kleine Haus des netten Schneiders, in dem wir damals Quartier hatten (damals, als der Krieg eine Sache von Monaten und nicht von Jahren schien).

Die ganze Nacht brüllt das Trommelfeuer aus dem Westen. Die kleinen Fenster in unserem „Grand-Hotel" zittern ängstlich. Kein Donner, kein Laut der Natur, nicht die Bildersprache eines Homer oder Dante kann dieses fürchterliche Rollen und Hämmern wieder-

geben. Welch kindliches Handwerk war das Feuer der Marneschlacht gegen die artilleristische Großindustrie von heute!

Am anderen Morgen Besuch der Lazarette. Durch die Säle der Schwerverwundeten wandert man stumm wie durch die Kirche. Mit den anderen, die liegen und lesen oder sitzen und Karten spielen, kann man plaudern. Sie erzählen gern. Von der Menge der feindlichen Flieger, die bei Beginn der Offensive sich plötzlich über unsere Linien ergoß. Die tollkühn sich herniederschwangen und ihre Maschinengewehre auf Kolonnen, Eisenbahnzüge und Verwundete prasseln ließen. „Auf Verwundete?" — „Jawohl. Wir kamen aus dem Wald von Bernafay. Einige lagen auf einer Wiese. Die meisten schleppten sich die Straße entlang. Plötzlich schoß ein Doppeldecker über uns hinweg — wir dachten natürlich, es sei ein deutscher — aber da klackerten seine Kugeln auch schon mitten unter uns. Und er war plötzlich fort wie er gekommen war." Sie erzählen von ihren früheren Stellungen. Einer zeigt wehmütig die Photographie seines alten, so sauber, gemütlich ausgebauten Grabens. Eine elende Erdhöhle — aber er ist stolz auf sie; denn er hat sieben Monate lang in ihr gehaust. Jetzt ist sie eingeebnet und in feindlichem Besitz. — Manche waren eben angekommen, als dieser Kampf begann. Sie kannten weder Land noch Leute. Sie hatten nie einen Engländer gesehen. Auf dem ersten Weg in die Stellung wurden sie von einem Splitter getroffen und kehrten nun — gleichsam abgewiesen — nach Hause zurück.

Mag sein, daß diese Leute daheim gern renommieren — („Er prahlt wie ein Leichtverwundeter," sagt man hier draußen) — solange sie hier vorn sind, sprechen sie von dem Gegner mit würdigem Respekt. Freilich mehr von seiner Maschinerie als von seinen Menschen. Die feindliche Artillerie sei ausgezeichnet, die Aufklärung gut, auch das Ablasen von Gas lerne er allmählich handhaben. Aber von dem englischen Infanteristen wollen sie nichts wissen. Durchweg gehe er nur in großen Massen schneidig vor — er verlasse sich auf seinen technischen Apparat. Der französische Stürmer stehe turmhoch über dem englischen. Das sind Meinungen, die man nicht nachprüfen kann. Aber sie sind allgemein. Und ruhige und intelligente Leute erzählen viele Einzelbeispiele, die das verständlich machen: aus dem Mametzwald, wo ein paar entschlossene Handgranatenwerfer von uns 40 Engländer gefangen nahmen — oder aus dem Trônes wäldchen, wo eine einzige schwache Pionierkompagnie ein ganzes führerloses Bataillon vertrieb. Und das alles trotz der gewaltigen Übermacht, die an den meisten Stellen 2:1 an einigen bis 4:1 beträgt. Vielleicht aber ist die mäßige Unterführung des Gegners an solchem Versagen schuld.

Cambrais Privatläden werden täglich leerer. In den Auslagen gilben alte, vertrocknete Ladenhüter. Nur die Magazine des amerikanischen Komitees, das Belgien und Nordfrankreich (gegen bar) mit Lebensmitteln versorgt, sind gefüllt. Weithin erkennbare Schilder und Verbote machen unsere Soldaten darauf aufmerksam, daß sie in den

heiligen Räumen dieſes neutralen Warenlagers nichts zu ſuchen haben. — Die Bewohner Cambrais ſcheinen noch verſchloſſener als anderswo. Oder hat nur der Beginn der Offenſive ſie aufgeregt? Geſpannter als ſonſt verfolgen ſie jeden Flieger, der über der Stadt kreiſt. Ihre Hoffnungen hängen an dem Donner im Weſten. Wenn der Wind ihn näher bringt, horchen ſie auf und denken: jetzt kommen ſie.

Inmitten wunderſchöner Parkanlagen, die durch ein geſchmackwidriges Denkmal für den Kanalflieger Blériot verunziert ſind, liegt die Zitadelle. In der Zitadelle lagern die gefangenen Engländer — lärmend, rauchend, ſich juckend. Auf den Köpfen ſeltſame Kappen, die ſie aus dem Innern ihrer Eiſenhelme herausgeriſſen haben. Leute verſchiedener Klaſſe und Bildung des Körpers und Geiſtes. Aus London, Mancheſter, Irland. Aber faſt alle unbekümmert um ihr Schickſal, wie immer, zuverſichtlich, manchmal roh und frech, manchmal tief ſympathiſch wie jener Lehrer aus Sheffield, der in der Stube der Sergeanten ſaß. Er focht ſeit Kriegsanfang — ein blonder Hüne, wie aus Weſſelburen, aber mit den ſanften Augen eines Knaben — man ſchaudert, daß dieſes Bruderblut mit uns im Kriege liegt. Die meiſten redeten gern. Sie drängten ſich heran und prahlten — mit der Schlacht an der Yſer, mit ihren 5 Millionen. Sie wollten wieder zurück in die Gräben. Die Deutſchen ſeien heute halb beſiegt. Morgen würden ſie es ganz ſein. Wann der Krieg zu Ende ſei? Wenn Deutſchland die engliſchen Bedingungen reſtlos angenommen habe. (Hier erhob ſich vereinzelter Widerſpruch.) Gewiß, ſie ſeien jetzt gefangen — ſagte ein Maſchinenbauer von Vickers — aber wenn ſie noch lange hier in Cambrai lägen, würde die engliſche Kavallerie ſie holen. Ein deutſches U-Boot in Amerika? Schwindel! „Und wenn ihr tauſend U-Boote nach Amerika ſchickt, we shall beat them all.“ Als Stimmung eben gefangener Truppen iſt das immerhin bemerkenswert. Aber es waren auch andere da, die gar nichts ſagten, und einige, die ernſthaft redeten: über die mangelhafte Ausbildung der engliſchen Offiziere, über Deutſchlands Vorzüge vor England und umgekehrt — und über die Möglichkeit eines guten Friedens, der „uns und euch und ſo die ganze Welt zufrieden macht“.

Trommelfeuer und Gasangriffe

Cambrai, 18. Juli 1916.

Ovillers lag ſchon vor der engliſchen Offenſive an einem kritiſchen Punkt unſerer Front — da, wo unſere Linie in der Picardie aus der Nordſüdrichtung plötzlich nach Südoſten abbiegt, an der Nationalſtraße von Rouen nach Valenciennes. Im Laufe der Sommeſchlacht iſt Ovillers zu einem Zentrum der deutſch-engliſchen Kämpfe zwiſchen Ancre und Somme geworden. Als die ſüdlich anſchließende Linie

schon längst zurückgenommen war, als Fricourt, Mametz und Contalmaison schon in den Händen der Gegner waren, leistete das tapfere Regiment von Ovillers noch immer heldenhaften Widerstand. Diese tapfere Verteidigung von Ovillers soll hier näher beschrieben werden. Sie ist nur ein kleiner Abschnitt aus der gewaltigen Sommeschlacht. Aber der Geist dieser Verteidigung ist der Geist dieser ganzen Defensivschlacht gewesen.

Das schwäbische Regiment, das Ovillers vom ersten bis zum 7. Juli verteidigt hat, bezog im Juni seine Stellungen, die von Thiepval über Ovillers in einem scharfen Haken nach La Boisselle zu liefen. Von einer bevorstehenden englischen Offensive wußte das Regiment nichts Sicheres. Aber man richtete sich ein, indem man die Drahthindernisse verstärkte und möglichst viele und tiefe Unterstände baute.

Am 24. Juni frühmorgens setzte die Beschießung auf der ganzen Linie ein, nachdem schon am Tage vorher von 11 bis 1 Uhr mittags das hinter der linken Flanke des Regiments liegende Dorf Pozières unter schweres Feuer genommen war. Die Beschießung dauerte mit kurzen Unterbrechungen sieben Tage und sieben Nächte. Der vorderste Graben blieb bis kurz vor dem Angriff vom Feuer frei. Nachts warf sich die feindliche Artillerie besonders auf die hinteren Verbindungsstraßen. Tagsüber trommelte sie auf der mittleren und dritten Stellung. Nach einiger Zeit bekam ihr zunächst zielloses Streufeuer auf unsere gesamten Linien besondere Richtung. Der Feind beschoß einige Stellen systematisch und mit besonders schweren Kalibern, offenbar, um einige ganz sichere Durchbruchslöcher und Sturmgassen in unsere Verteidigungslinie zu schlagen. In diesen Stellen setzte er gegen unsere Drahthindernisse auch besonders schwere Torpedominen an. Endlich, kurz vor dem 1. Juli, begann er auch unsere erste Linie mit großen Kalibern zu belegen.

Neben dieser Feuervorbereitung ging einher eine intensive Fliegeraufklärung, Patrouillentätigkeit und Abblasen von Gas gegen unsere Linien. Von den Scharen englischer Flieger, die mit Beginn der englischen Offensive unsere Linien überschwemmten und an manchen Stellen aktiv in den Feuerkampf mit eingriffen, haben wir bereits aus den Äußerungen deutscher Verwundeter gehört. Diese zahlreichen Flieger haben zweifellos durch ihre Beobachtung der feindlichen Feuerleitung große Dienste geleistet. Unsere eigene Beobachtung haben sie durch heftige Angriffe auf unsere Flieger und Fesselballons zu stören versucht.

Wenig Erfolg hatten die englischen Gasangriffe. Wenn der Wind stark war, verpuffte die Wirkung oder das Gas schlug zurück. Bei schwachem Winde konnten die bläulichen Wolken vorher gesehen und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Unsere Gasmasken bewährten sich vorzüglich. Während der ganzen Angriffe betrug die Verlustzahl durch Gas zwei Mann. Diese hatten ihre Masken geöffnet, um bei ihrer anstrengenden Arbeit reichlichere und frischere Luft

atmen zu können. Gas, das bis weit nach hinten drang, war so dünn geworden, daß es keinen Schaden mehr tat. Immerhin empfanden noch in Courcelette, 5 Kilometer hinter der Front, die französischen Einwohner diese übelduftenden Grüße ihrer Alliierten so peinlich, daß sie sich in die Unterstände ihrer deutschen Feinde flüchteten. Wo das Gas in die Unterstände drang, ward es rasch wieder vertrieben. Ein Stuttgarter Hofschauspieler wurde von einer Gaswelle weit hinter der Front auf der Landstraße überrascht und mußte das Zuhauselassen seiner Gasmaske mit einer leichten Erkrankung büßen.

Die vorbereitende Patrouillentätigkeit der Engländer ward durch energische Gegenpatrouillen von seiten des Regiments erwidert. Dabei wurde eine feindliche Patrouille abgeschnitten, bei welcher man höchst merkwürdige Nahkampfwerkzeuge entdeckte. Zum Beispiel eine Mistgabel, deren Zinken vorn umgebogen waren. Nach Aussage ihres Besitzers sollte sie dazu dienen, unsere Leute von oben aus dem Graben herauszuzerren. Andere trugen kleine Beilpicken, um dem Gegner den Schädel einzuschlagen. Einer hatte sich höchst kunstvoll eine Lanze mit Eisenspitze verfertigt, wie man sie in den „Schreckenskammern" der Jahrmärkte bewundert. Dies und die Tatsache, daß man eines Tages eine deutsche Patrouille von den Engländern mehr gemordet als getötet fand, schuf große Erbitterung und gab auch den späteren Kämpfen ein wildes Gepräge.

So nahte der Angriffstag des 1. Juli heran. Die Engländer schossen unentwegt in rasendem Tempo weiter. Einzelne ihrer Blindgänger trugen Kupferringe ohne jeden Eindruck — so ausgeleiert waren manche Rohre ihrer seit sieben Tagen feuernden Geschütze. Während dieses ganzen endlosen Trommelfeuers harrten die Bataillone des Regiments in ihren Unterständen tapfer aus. Ihre Verluste waren minimal — dank den anstrengenden, aber weisen Vorarbeiten. Natürlich war an Schlaf kaum zu denken. Stündlich gab es verschüttete Eingänge wieder freizulegen. Glänzend funktionierte der Telephondienst. Während der ganzen Beschießung und auch später ist das Regiment mit jeder Kompagnie ununterbrochen verbunden gewesen. Für jeden, der die Wirkung eines modernen Trommelfeuers auf unser Strippennetz kennt, eine fabelhafte Leistung. Glänzend arbeiteten auch die Essen- und Materialträger, die Läufer sowie die wichtige Formation der Winker.

Als am 1. Juli, 7 Uhr 30 Minuten, nach einer nochmaligen zweistündigen intensiven Beschießung unseres ersten Grabens die Engländer zum Sturm antraten, da sahen selbstverständlich unsere Stellungen böse aus. Wo die Torpedominen gehaust hatten, waren unsere Drahthindernisse wie wegrasiert. Die meisten Gräben waren eingefallen und ausgeglättet. Viele Unterstände halb verschüttet. Anstatt der sauberen Kunstfiguren unserer Sappen- und Aufnahmestellungen eine Erdwüste von Löchern und Buckeln, Holz- und Steinsplittern. Das war die Basis, von der aus das Regiment seine drei Kilometer

lange Stellung und das dahinter liegende Dorf Ovillers verteidigen sollte.

Mit dem Moment, wo die Engländer ihr Feuer auf unsere hintere Linie verlegten, um jede Verbindung mit unseren Reserven zu sperren, wo sie aus ihren Gräben stiegen und in dichten graugrünen Wellen auf unsere scheinbar völlig erledigte erste Stellung losstürmten, setzte unsere eigene Artillerie mit einem mörderischen Sperrfeuer dicht vor dem anrückenden Gegner ein. Das Regiment von Ovillers wird immer dankbar der glänzenden Unterstützung der hinter ihm liegenden Artilleriegruppen gedenken, deren lückenloses Sperrfeuer mächtige Löcher in die englischen Wellen riß. „Wie Kegel" — schreibt ein englischer Verwundeter — fielen die Stürmenden um. Aber immer neue Massen drängten nach und füllten die Lücken. Plötzlich standen die ersten vor den Trümmern unserer Drahtverhaue. Sie drangen durch die Sturmgassen in unsere ersten Grabenreste. Da aber wurde plötzlich die tote Erde überall lebendig. Der Kampf begann.

Der englische Ansturm

Cambrai, 18. Juli 1916.

Die ersten Angriffe der Engländer gegen die zirka drei Kilometer lange Front des Regiments erstarben im Strichfeuer unserer Maschinengewehre, die aus allen Löchern der Erde mit unheimlicher Plötzlichkeit aufwuchsen. Was den Maschinengewehren entrann, fiel den Infanteriegeschossen oder den Handgranaten zum Opfer. Die drei ersten Angriffe folgten sich in halbstündigen Pausen. Der vierte Ansturm erst hatte Erfolg. Hier gelang es dem Gegner gegen ½10 Uhr in den ersten Graben einzudringen — und zwar zwischen der sogenannten Baumsappe und der Leichensappe. Letztere hatte ihren Namen von 200 französischen Toten, die hier aus den Septemberkämpfen des Jahres 1914 begraben lagen. Der Gegenangriff wurde sofort vorbereitet.

Während so im ganzen der englische Ansturm hier scheiterte — von der Ruhe und Kaltblütigkeit unserer Abwehr zeugt die Tatsache, daß einer unserer Offiziere aus dem zweiten Graben ein paar glänzend gelungene Aufnahmen der abgeschlagenen englischen Sturmkolonnen machen konnte —, war es ihm in dem links anstoßenden Abschnitt gelungen, in die deutschen Gräben einzudringen. Dadurch geriet der linke Flügel des Regiments in die Notlage, sich gegen zwei Seiten wehren zu müssen. Es lag nahe, diesen Flügel zurückzubiegen. Das aber widersprach dem Befehl, Ovillers unter allen Umständen zu halten. So dämmte man die Gräben nach links ab, brachte Maschinengewehre in Stellung, und mit dünneren Linien, aber womöglich noch entschlossener warf man sich der grüngelben Flut entgegen. Von drei

dichten englischen Sturmwellen, die hier anrannten, meldete das linke Flügelbataillon, daß nicht ein einziger Mann aufrecht zurückkam.

Gleichzeitig mit diesem Angriff entwickelten sich schwere Kämpfe weiter nördlich, wo der Feind aus dem Walde von Authuille Welle um Welle vortrieb. Hier mußten der Übermacht ausweichend die vorderen Gräben geräumt werden. Die Engländer gruben sich mit rasender Schnelligkeit fest ein und schoben einen tiefen Laufgraben, gefüllt mit Maschinengewehren, sowie ein frisches Bataillon in das eroberte Gelände hinein. Wieder mußte die Stellung nach rechts verlängert und mit Sandsäcken abgedämmt werden. Endlich warf der todesmutige Handgranatenangriff einer Kompagnie den Gegner in den Wald von Authuille zurück. Um 10 Uhr 35 Minuten ist auch hier jede Gefahr abgewandt.

Nun folgt eine mehrstündige Pause, während welcher wir unsere Verbände ordnen und Munition und Verpflegung heranschaffen können. Der Engländer ist fast stumm — scheinbar überrascht durch den lebendigen Widerstand, der ihm jeden Erfolg an dieser Stelle unmöglich machte — beschäftigt wahrscheinlich wie wir mit dem Wiederherstellen seiner Einheiten. Das muß ihm besondere Mühe gemacht haben. Denn alle Meldungen auch dieses Regiments bestätigen die schon oft bemerkten Mängel der englischen Unterführung.

Um 1 Uhr 10 Minuten nachmittags nimmt der Gegner die Angriffe wieder auf. Aus seinem sogenannten „Marmorpalast", einem glänzend weißen Grabenstück aus Kreide, stürmt er gegen unser Zentrum an. Dieser Angriff kam als Überraschungsangriff ohne Artillerievorbereitung. Aber so hervorragend funktionierte unser Nachrichtendienst, daß schon nach wenigen Sekunden das Sperrfeuer unserer Artillerie einen dichten Vorhang vor seine Linien warf. Ohne überhaupt unseren Graben zu erreichen, fluteten die Reste der Angreifer in ihren „Marmorpalast" zurück.

Das völlige Mißlingen dieser Überraschungsaktion muß nachhaltigen Eindruck gemacht haben. Denn von da an blieb der Gegner den ganzen Rest des Tages in seinen Gräben. Um 7 Uhr 35 Minuten abends war auch das kleine Grabenstück zwischen Baum- und Leichensappe wieder in unserer Hand. Der erste Tag der Offensive schloß mit einem guten Ergebnis; die tapferen Schwaben hatten kein Stück ihres Geländes verloren, vielmehr am Nordflügel noch 100 Meter gewonnen. Ihre Verluste waren gewiß nicht gering. Aber die Verluste des Gegners betrugen nach einer ziemlich genauen Berechnung des Regiments das Achtfache. Wurden doch allein in und direkt vor dem Regimentsabschnitt zwischen 1500 und 2000 englische Gefallene gezählt. So fiel die Nacht auf Tote und Lebende herab. Das Dörfchen Ovillers mit seinen zerschossenen Bauernhäusern und seiner Kirchenruine, von der noch zwei Eckpfeiler und ein Streber (mit Ziegel bedeckt) in den Himmel ragten, war trotz aller englischen Massenstürme in deutscher Hand.

Aber auch die Nacht war voll Leben. Vor den ersten Stellungen erhob sich das Ächzen und Stöhnen der Verwundeten, wie das nächtliche Brüllen des Löwen vor dem Lager der Karawane. Von hüben und drüben krochen die Krankenträger heran und retteten im Feuer, was zu retten war. Dazwischen schoben sich Patrouillen. Wütende Handkämpfe entspannen sich, in welche hie und da auch Verwundete eingriffen. Zwischen zwei und drei Uhr morgens setzte ein verheerendes Trommelfeuer der Engländer ein. Aber es blieb ohne jeden Angriff. Die ganze Nacht arbeiteten unsere Leute fieberhaft an der Ausbesserung ihrer Gräben und Unterstände. Mengen frischer Infanterie- und Maschinengewehrmunition wurden herbeigeschleppt. Die ersten Verstärkungen trafen ein.

Drüben lagen die Engländer. Sie hatten im Norden und Süden einige schmale Erfolge gehabt. Im Abschnitt von Ovillers lagen sie an derselben Stelle, aus der sie sich am Morgen siegestrunken erhoben hatten. Man hat nach zwei Tagen einen interessanten Befehl bei einem ihrer Gefangenen gefunden. Darnach war für den ersten Tag der Offensive die Erreichung der Linie Puisieux—Miraumont—Courcelette—Martinpuich befohlen. Diese Orte lagen durchschnittlich fünf Kilometer hinter unserer Front. An keiner Stelle war dies Ziel auch nur annähernd erreicht. Im Abschnitt von Ovillers sollte, nach demselben Befehl, der erste Stoß bis in unseren dritten Graben, der zweite bis zur Linie Ferme du Mouquet—Pozières, der dritte bis nach Courcelette—Martinpuich führen. Hier hatte der Gegner auch nicht einen Meter gewonnen. Trotz aller bangen Schwere des Augenblicks — ein leises Zittern des Stolzes durchschlich das Regiment bis auf den letzten Mann.

Der Kampf um Ovillers

Cambrai, 18. Juli 1916.

Der englische Ansturm am 1. Juli war die Einleitung zu Kämpfen gewesen, die erst am 3. Juli ihren Höhepunkt erreichten.

Noch während des ganzen Vormittags herrschte am 2. Juli drüben bei dem Feinde wie bei den Schwaben reges Leben in den Stellungen ohne besondere militärische Aktionen. Der Gegner war anscheinend noch immer mit dem Auswechseln seiner Truppen beschäftigt. Tatsächlich bewiesen die späteren Gefangennahmen, daß er gegenüber dem Regiment eine ganze frische Division neu eingesetzt hatte. Um sich gegen Flankenangriffe zu sichern, mußte die Verbindung nach links abgedämmt werden — alles unter den Augen der englischen Flieger, die an diesem Morgen besonders keck und zahlreich dicht über unsern Linien kreuzten. Um 4 Uhr nachmittags griffen die Engländer noch einmal am Nordflügel stark an. Das dortige Bataillon

hatte sich nach den schweren Kämpfen des vorhergehenden Tages in der Nacht aufgefrischt und wies diesen Angriff kräftig ab. Die Engländer blieben im Walde von Authuille liegen.

Die verhältnismäßige Ruhe an diesem Tage ließ für den 3. Juli nichts Gutes ahnen. So kam es. Schon um 2 Uhr 20 Minuten hatte das vorbereitende englische Trommelfeuer eingesetzt. Um 4 Uhr 30 Minuten setzten sich die Infanteriemassen gegen unsern Südabschnitt, dicht vor dem Dorfe selber, in Bewegung. Ein schwaches Bataillon verteidigte das Dorf gegen einen Gegner, der mit Reserven eine ganze Division umfaßte. Wie später aufgefundene Befehle zeigten, hatte diese Division Befehl, das Dorf Ovillers um jeden Preis zu nehmen. In solchen Massen kamen die Engländer angeflutet, daß sie über unsere erste Linie längst hinaus waren, bevor unsere eigenen Leute ihre Unterstände verlassen konnten.

Um 5 Uhr 30 Minuten sind die Engländer mit starken Kräften mitten im Dorf, wo sie sofort ein paar Maschinengewehre bei der Kirche in Stellung bringen. Aber auch die Schwaben sind mittlerweile lebendig geworden. Ohne sich um die über ihre Köpfe hinweggerannten ersten englischen Wellen zu kümmern, werfen sie sich den immer neu von drüben heranstürmenden Reserven entgegen. Vor diesen Reserven sprengten seltsamerweise englische berittene Offiziere her — „in totaler Verkennung der Situation" — was ihnen die Maschinengewehre unserer Verteidiger schnell beibrachten. Kein Pferd hat den Weg nach den englischen Linien zurückgefunden. Allmählich gelingt es den Kompagnien, nicht ohne schmerzliche Verluste, diese nachdrängenden englischen Massen zum Stehen zu bringen.

Dafür ward die Situation im Dorfe selber mit jeder Minute brenzliger. Die Engländer hatten sich hier fest eingenistet und beschossen mit ihren Maschinengewehren unser nördlich anschließendes im Zentrum der Regimentsstellung liegendes Bataillon im Rücken. Fast alle Kräfte des Regiments waren vorn engagiert. Kaum standen dem Kommandeur noch Reserven zur Verfügung. So mußte von andern Abschnitten Beistand geholt werden. Zuerst kamen zwei Züge vom rechten Flügel. Durch das dichte Sperrfeuer des Gegners hindurch eilten die Leute ihren Kameraden zu Hilfe. Schon nach 10 Minuten waren sie vom äußersten Nordabschnitt her angelangt. Trotz empfindlicher Verluste griffen sie sofort ein. Zwei weitere schwache Züge wurden aus den übrigen Abschnitten zusammengestellt. Mit diesen geringen Kräften ging man gegen das starke Engländernest vor. Und zwar griffen zwei Züge von Norden, die beiden andern von Süden umfassend mit Handgranaten an. Ein wildes Ringen von Mann zu Mann entspann sich in den Dorfgassen und besonders auf dem Kirchplatz, wo die zwei Lewis-Maschinengewehre standen. Endlich gelang es einem besonders schneidigen Handgranatentrupp von vier Mann, die 16 Mann starke Bedienung dieser Maschinengewehre unschädlich zu machen. Das eine warfen die Engländer im letzten Augenblick in

den Brunnen, der neben der Kirche steht. Das andere wurde nebst 32 englischen Gefangenen, darunter einem Hauptmann, nach einer halben Stunde als Beute nach C. eingebracht. Alle Entsatzversuche der Engländer, die von der üblen Lage ihrer in Ovillers eingedrungenen Kameraden natürlich bald erfuhren, wurden abgeschlagen. Außer Gefangenen verließ keiner der Eingedrungenen lebendig den Kampfplatz. Um 7 Uhr morgens konnte das ganze Dorf als gesäubert gemeldet werden.

In unerhörten Anstrengungen hatten unterdessen die vorn kämpfenden Kompagnien sich der englischen Anstürme erwehrt. Von dem persönlichen todesverachtenden Mute, dem allein diese wunderbare Verteidigung zu danken war, zeugt das Beispiel eines Gefreiten Pf. Er war Führer eines Maschinengewehrs und lag in einem der vordersten Trichter. Seine ganze Mannschaft wurde hinweggeschossen. Er bediente das Gewehr allein. Er bekam einen Schuß durch den Handteller. Er feuerte weiter. Das Gewehr hatte plötzlich Ladehemmung. Im feindlichen Feuer, mit blutender Hand, reparierte er es, und schießt weiter. Dicht vor der Mündung fallen die Engländer zu Dutzenden. Als der Sturm abgeschlagen ist, meldet der Gefreite seine Verwundung und bittet um die Erlaubnis, sich verbinden lassen zu dürfen.

20 Minuten, nachdem dieser furchtbare Ansturm auf das Dorf abgeschlagen war, um 7 Uhr 20 Minuten, setzte der Gegner auf dem ungeschwächten Nordflügel wieder zum Angriff an. Wieder wälzen sich aus dem Walde von Authuille die grüngelben Massen. Wieder hält das Nordbataillon mit übermenschlichen Kräften die dicht aufeinanderfolgenden Stöße auf. Und nichts zeigt den Geist dieses tapferen Regiments besser als folgende Tatsache: Mitten in seiner eigenen Bedrängnis schickt der Kommandant dieses Nordbataillons auf die Nachricht, daß es drunten im Dorfe wild zugehe, aus freien Stücken eine kleine Unterstützungsschar nach dorthin ab. Dieser Zug erschien plötzlich am Südrand des Dorfes. Aber seine Hilfe war nicht mehr nötig. Um 8 Uhr waren auch oben im Norden alle Angriffe abgewiesen. Um 8 Uhr 4 Minuten ging die stolze Meldung an die Division nach hinten: Ovillers und die ganze Stellung des Regiments ist restlos gehalten. Um 10 Uhr 35 Minuten traf ein längeres Handschreiben des kommandierenden Generals ein, der dem tapferen Regiment den Dank des gesamten Abschnittes übermittelte.

Während dieser ganzen drei Kampftage — an einer der exponiertesten Stellungen unserer gesamten Offensivfront — hatte, auch in den kritischen Momenten, der Nachschub und die Verpflegung glänzend funktioniert — bei den heutigen Kampfverhältnissen ein ganz besonderes Verdienst. Nur einmal in der ganzen Zeit seit dem Beginn des Trommelfeuers mußte die eiserne Ration angebrochen werden. Immer klappte der Nachschub von frischer Verpflegung, trotzdem die Anmarschwege dauernd in schwerem Feuer lagen. Die tüch-

tigen Leiſtungen der Regimentstelephoniſten während des ſiebentägigen Trommelfeuers ſind ſchon erwähnt. Auch während der Kampfhandlung ſelber hielten ſie ihre Verbindungen tadellos aufrecht.

Vom 4. bis 7. Juli erfolgten keine Angriffe. Nur einige Patrouillengefechte wurden in dem mit Haufen von Leichen bedeckten Vorgelände der Stellung geliefert. Links und rechts ſtürmte der Feind immer von neuem gegen die Nachbarn. An der Stellung der Schwaben hatte er ſich den Schädel eingerannt.

Dann verließ das Regiment ſeine Stellung und machte friſchen Kräften Platz. Faſt vier Wochen hatte es in den Gräben und Löchern um Ovillers gelegen. Es hatte den ſtärkſten Anſturm des Feindes ausgehalten. Es hatte die wichtige Scheitelſtellung gehalten. Seine Verluſte waren natürlich ſchwer, aber im Vergleich zu den Verluſten, die es dem Feinde zugefügt und beſonders zu dem, was es durch ſeinen Opfermut gerettet und verhindert hat, mußten ſie ſtolz ertragen werden.

Aber auch der Heimweg des Regiments war noch eine letzte furchtbare Leiſtung. Kaum waren die Leute in C.... angekommen, erfolgte zwiſchen Ovillers, La Boiſelle und Contalmaiſon ein neuer engliſcher Maſſenangriff. Das Regiment mußte eine rückwärtige Riegelſtellung einnehmen. Hier lag es zwei Tage lang — in elenden Schlammgräben — im ſchweren engliſchen Artilleriefeuer. Dieſe zwei Tage, denen jede eigentliche Kampfhandlung fehlte, werden merkwürdigerweiſe von allen Seiten als die ſchwerſten der ganzen Zeit geſchildert. Endlich kam der Befehl zum Abmarſch.

Und in demſelben Moment war alles vergeſſen. Sie zogen nach Bapaume. Sie marſchierten an dieſem Tage noch 15 Kilometer. Sie konnten plötzlich wieder ſingen. Zerfetzt und zuſammengeſchmolzen — aber unbeſiegt — wanderten ſie auf der breiten Nationalſtraße Rouen-Valenciennes dahin. Links und rechts wogten die Kornfelder. Blutigrot wie der blühende Mohn ging die Sonne in ihrem Rücken unter. Als ſie durch die dunklen Straßen Bapaumes zogen, ſangen ſie das Lied: „O Deutſchland, hoch in Ehren."

Südafrikaner an der Somme

Cambrai, Juli 1916.

Unter den engliſchen Gefangenen in der Zitadelle von Cambrai fielen einige durch beſondere Abzeichen auf. Das waren Südafrikaner. Sie tauchten zum erſten Male an unſerer Weſtfront auf. Die meiſten von ihnen hatten den Feldzug gegen Deutſch-Südweſt mitgemacht. Es waren alſo die Eroberer unſerer beſtentwickelten Kolonie, die da vor uns ſtanden. Ein merkwürdiges Gefühl — zumal für den, der noch zwei Monate vor dem Kriege erſtaunt durch die Diamantenfelder,

Viehweiden und Kleinſiedelungen da unten geritten iſt. Als ich dieſe Leute vor mir ſah, die ſich rühmten, Lüderitzbucht und Keetmanshoop, Windhuk und die Bergwerke von Otavi beſetzt zu haben, empfand ich zum erſten Male, mit welchen Gefühlen ein Franzoſe einen deutſchen Kriegsgefangenen betrachten muß, von dem er ſich ſagen muß, daß er ſeine ſchönſten Provinzen zerſtampft hat. Mit ganz anderen Gefühlen als wir, die wir den Krieg außer Landes haben.

Die Südafrikaner ſtecken teils in der eigentlichen ſüdafrikaniſchen Brigade, teils in andern Regimentern. Ich traf ſie in ſchottiſchen Regimentern, unter die auch Kanadier gemiſcht waren. Warum, iſt nicht ganz klar. Wollte man vielleicht verbergen, daß auch an der Somme wieder die colonials die Hauptarbeit tun? Denn ſo iſt es. Auf dem ſchmalen Frontſtück zwiſchen Hardecourt und Thiepval trifft man außer den Engländern alle fremden Kontingente des Imperiums beiſammen. „The whole Empire is figthing here" — ſagte der Lehrer aus Sheffield ſtolz.

Die Leute redeten offener als die Stockengländer — über die Protektionswirtſchaft im Beförderungsweſen, über die Unzahl junger Gents, die ſich in der Etappe herumtreiben, über die Franzoſen, die gute Soldaten, aber ſchlechte Kameraden ſind. Wieviel ſchöner war der Krieg in Afrika als hier, wo ſie aus Rückſicht auf die franzöſiſche Empfindlichkeit größere Städte wie Amiens überhaupt nicht betreten dürfen. Sie redeten recht offen — auch über den Krieg gegen Südweſt. Warum meldeten ſich 30000 Mann, als die Werbetrommel durch Kapſtadt und Johannesburg ging? O, dieſe meiſt ſtellungsloſen Leute des Rand wußten ganz genau, daß bei einem Krieg da unten immer etwas zu holen iſt. Und ſie haben ſich alle etwas geholt und mitgebracht aus unſeren ſauberen Europäerſtädten — wie ſie ohne Scheu als ganz ſelbſtverſtändlich zugeben — auch Diamanten. Die einen rückten von Lüderitzbucht ins Land, die anderen über Port Nolloth und den Oranje. Ein ehemaliger Schaffner der Beirabahn nahm an dem Kommando teil, das den aufſtändiſchen General Beyers in den Oranje trieb. Sie redeten nicht mit großer Achtung von Südweſt, wo es kaum Waſſer zu trinken gab. Sie machten ſich luſtig über Windhuk, das ein klägliches Dorf ſei im Vergleich mit ihren ſchönen Städten am Kap und in Transvaal. Nachdem ſie das Land bis zum tropiſchen Norden erobert hatten, zogen ſie heim, auf der neuen Bahn, die während des Krieges von Upington nach Keetmanshoop gebaut worden war (und die vor dem Krieg nicht gebaut werden durfte, damit das Vieh aus Südweſt nicht den Bauern der Union die Preiſe verdarb).

Ein Mann ſaß allein, aus Johannesburg (oder Johburg, wie die Südafrikaner ſagen), ein Clerk, der gut Deutſch ſprach. „Wo haben Sie Ihr gutes Deutſch gelernt?" frage ich ihn. „Auf der deutſchen Schule in Johburg." — „Kennen Sie den deutſchen Klub dort?" — „Ich habe dort oft getanzt." — „Kennen Sie die deutſche Firma

ſoundſo und ſoundſo und ſoundſo?" — Er kannte alle. — „Warum haben gerade Sie ſich anwerben laſſen?" — „Wenn man nicht mitgeht, wird man Feigling geſcholten — und das kann man nicht ertragen." Der Clerk war in England geboren, dachte aber ſchon ſo afrikaniſch, daß er von den Engländern immer nur in der dritten Perſon ſprach.

Von Südafrika wurde die Brigade nach England, von da zunächſt nach Ägypten transportiert. „Auf welchem Schiffe fuhren Sie?" — „Leanſtephan Caſtle". — „15000 Tons groß — 1913 in Dienſt geſtellt für die Oſttour um Afrika — nicht wahr?" — „Yes, Sir." — „Ich ſah dieſes Schiff im Februar 1914 in Durban liegen. Es hat die beſten Ventilationsſchächte, die ich kenne — nicht das größte, aber das ſchönſte Schiff der Caſtle-Linie." — „Yes, Sir."

In Ägypten ſchlug ſich die Brigade mit den Senuſſis herum. Auch hier war der Wüſtendienſt nicht leicht. Aber ſie wollen den ganzen Stamm der Senuſſis vernichtet haben, worüber ich lächle. Dann kommen wir in eine Debatte über Englands Kriegsleiſtungen überhaupt. Ich will dem Clerk klar machen, daß England bisher eigentlich wenig getan hat. Aber das will er nicht wahrhaben. „Sehen Sie, dieſen ſchrecklichen Krieg in Flandern, den Krieg in Gallipoli, der viel mehr gekoſtet hat, als Sie glauben, den Krieg in Meſopotamien, in Indien, in Arabien, in Ägypten, den Krieg in Südweſt, in Deutſch-Oſt, den Krieg zur See. Alles das koſtet Blut, Geld, Menſchen, Munition und Schiffe. I say — Englands Kräfte waren bisher zerſplittert, aber jetzt faßt es ſie alle zuſammen. Und Sie werden ſehen: es ſiegt."

Der Clerk lächelte breit mit ſeinen großen weißen Zähnen. Er war die letzte Nacht erſt gefangen genommen. Aber ſein blondes Haar war glatt geſcheitelt. Er blies den Rauch der Zigarette aus den Nüſtern und lehnte ſich zurück. „Seit drei Monaten ſind wir nun hier. Zuerſt lagen wir in Armentières. Dann kamen wir an die Somme. Wenn ich Ihnen erzählte, wie ſtark die Engländer ſind, würden Sie erſchrecken. 40 Kilometer tief hinter ihrer Front liegt alles voll Reſerven. Jedes Frontbataillon hat mindeſtens eine Diviſion als Reſerve hinter ſich. Sie haben gearbeitet wie Narren, die Engländer. Und Sie werden ſehen: ſie ſiegen."

Ich ließ dem Clerk ſeinen guten Glauben. Und dann erzählte er mir, wie er gefangen wurde. Sie hatten geſtern Longueval genommen und waren bis in das Gehölz von Delville vorgeſtoßen. Aber wie ſo oft, hatte auch hier die Führung verſagt. Sie waren plötzlich ohne Direktive auseinandergeriſſen in einzelne Häuflein, die nicht wußten wohin. Der Clerk lag mit ein paar anderen in einem Granatloch des Waldes. Das Strichfeuer der deutſchen Maſchinengewehre pfiff über ihre Köpfe. Plötzlich kamen aus allen Trichtern vor und hinter ihnen Deutſche hervorgekrochen. Es war, als ob ſie unterirdiſche Gänge benutzten. So tauchten ſie von allen Seiten aus der Erde auf. Sie

ſchleuderten ihre Handgranaten mit wunderbarer Sicherheit. Zwei ſeiner Kameraden wurden durch eine einzige Handgranate getötet — dicht neben ihm. Darauf rief er die Deutſchen in ihrer Sprache an. Einen Augenblick ſtutzten ſie. Dann ward er entwaffnet abgeführt.

Draußen auf dem Hofe der Zitadelle traten die Gefangenen mit ihrem klappernden Geſchirr zum Eſſen an. Ich ging. Auch der Clerk war hungrig. Wie ich über den Hof komme, ſtellt ſich mir ein ſtämmiger Schotte mit nackten Knien vor: ebenfalls Südafrikaner, ein Schlachter aus Pretoria. Er will wiſſen, wie lange es dauert, bis ſeine Schweſter unten Nachricht hat, daß er gerettet ſei. Ich weiß im Frieden über den Fahrplan der Caſtle-Linie ganz gut Beſcheid. Heute kann ich ihm keine Antwort geben.

Auch an dieſem Abend rollte das Trommelfeuer der Sommeſchlacht unaufhörlich über die Moore und Zuckerrübenfelder der Picardie zitternd bis an unſer kleines Hotelfenſter. Dieſer Schlacht, die nach dem Willen unſeres ſtärkſten Gegners den Krieg entſcheiden ſoll. Und endlos knarrten die Wagen unten über das Pflaſter der Stadt. Alle Gedanken kreiſten drüben um unſere grauen Männer, die jede Scholle dieſes fremden und doch heiligen, weil blutgetränkten Bodens gegen eine Rieſenübermacht verteidigen. Einige letzte Gedanken aber ſchlichen weit hinweg — nach Afrika, nach den eroberten Viehweiden unſerer Farmer in Südweſt, nach den Gefangenenlagern am Kap und am Rand, nach Afrika, wo zwiſchen Zanzibar und den großen Seen ein kleines Häuflein Deutſcher in der Tropenſonne um ſeine Ehre kämpft.

Der Heldenkampf der Artillerie

Südlich der Somme, Auguſt 1916.

Es gab eine Zeit, da die Artillerie eine Nebenwaffe war. Die Zeit iſt vorbei. In den großen Durchbruchsſchlachten des Oſtens und Weſtens hat ſich die Artillerie den vollen Wert und Rang einer Hauptwaffe erſtritten. Bei Gorlice und in der Champagne tat ſie in erſter Linie noch vorbereitende Arbeit. Bei Verdun und an der Somme arbeitet ſie ſeit Wochen täglich und ſtündlich an der Entſcheidung mit — nicht der kleinſte Graben wird ohne ſchweres eigenes Feuer gegen das ſchwere Sperrfeuer des Feindes genommen. Es gab eine Zeit, wo die Artillerie eine Art Lebensverſicherung war. Auch die Zeit iſt vorbei. Die Artillerie — und nicht nur die leichte — ſteht heute zum Teil weit vorn. Seitdem wir Fliegerphotographien und Luftfunker haben, iſt auch die Niederkämpfung von entfernten Batterien möglich geworden. Die Zahl der Geſchütze iſt ins Rieſenhafte geſtiegen — ihre Rohrleiſtungen ſind verblüffend — was täglich bei Verdun und an der Somme als unbrauchbar abgeſchoben und als Erſatz neu herangeſchafft wird, überſteigt alle bisherigen Begriffe. Was will

es heißen, wenn von 3000 Geschützen einmal vier dem Feind in die Hände fallen? Wir lesen die artilleristische Siegesbeute (der Unsern und des Gegners) immer noch mit den Augen vom Jahre 1870. Der Wert des einzelnen Geschützes ist gesunken in dem Maße, als ihre Zahl gestiegen ist.

Es wiederholt sich alles in diesen großen Durchbruchsschlachten des Westens — bei Arras, in der Champagne, an der Somme. Der erste Tag bringt den Gewinn, das Loch, die Krisis. Dann zieht sich das Loch organisch zusammen, und das Gewürge des Stellungskrieges beginnt. Der erste Tag bringt den Gewinn — den wirklichen Vorstoß, die Gefangenen, die Dörfer. Der erste Tag bringt auch die eroberten Geschütze. Er bringt den Heldenkampf der Artillerie. Es wiederholt sich alles, die unvergeßlichen Feldkanonen von Ablain-Carency, die ruhmbedeckten Batterien von Loos und Tahure. Auch in der Sommeschlacht umschloß der Verlust einiger Dörfer das Schicksal manches tapferen Geschützes. Sie haben nicht den schlechtesten Kampf gekämpft, diese Batterien zwischen Fay und Belloy. Sollen wir sie vergessen, weil sie so tapfer bis zum Ende feuerten? Wie jener französische Bürgermeister vor einem Jahre an dem gemeinsamen Denkmal der deutschen und französischen Toten sagte: der Ruhm ist nicht nur bei den Bataillonen, die vorwärts marschieren. Der Heldenkampf unserer vorgezogenen Feldgeschütze südlich der Somme zeigt, daß das mehr als eine Phrase ist. Hier ist einiges aus seiner Geschichte.

Als am ersten Tage der großen Offensive die Infanteriemassen des Gegners in unsere zerschossenen Stellungen einbrachen, da war ein Teil unserer vorderen leichten Feldartillerie schon durch das tagelange Trommelfeuer außer Gefecht gesetzt. Manche Batterien traten mit nicht mehr als zwei feuerfähigen Geschützen an. „Ein Rohr war durch mehrere Volltreffer zerstört, bei einem anderen war ein großes Rohrstück völlig herausgeschlagen, Richtmaschine und Schild völlig verbogen, Rad zerstört, das ganze Geschütz halb verschüttet." Bei der Bekämpfung dieser Batterien hatten die feindlichen Flieger die Hauptarbeit geleistet. Jede hatte einen solchen Funkenteufel steil über sich, der Schuß für Schuß nicht nur auf das Geschütz sondern auch auf jeden Unterstand mit Genauigkeit lenkte. Mit welcher Überlegenheit an Artillerie der Feind arbeitet, geht aus der Meldung eines Batterieführers hervor, der am 1. Juli von 2½ bis 10½ Uhr, also acht Stunden lang, von drei feindlichen Batterien auf seine zwei letzten feuerfähigen Kanonen 1250 Schuß schwerer Kaliber, Flachbahn- und Bogenschuß, bekam.

Noch intensiver als bei Verdun betrieb der Gegner das Vergasen unserer Batterien. Zu den Opfern des direkten Granatfeuers traten hier die Opfer des giftigen Gases. Betäubte innerhalb und außerhalb der Unterstände, die sich manchmal schnell erholten, aber nach zwei Tagen plötzlich tot zusammenbrachen.

Bei der überlegenen Beobachtung des Feindes, die durch das sichtige Wetter noch begünstigt wurde, war das Dunkel der Nacht die einzige Rettung. Das schwache nächtliche „Störungsfeuer" wurde als wohltuende Erlösung empfunden.

Schon während des tagelangen vorbereitenden Feuers war die Verbindung mit der Infanterie vorn schwer aufrecht zu erhalten. Bei dem Einfluten des Gegners in unsere Front ging sie zum Teil völlig verloren. Das erschwerte die Möglichkeit eines wirklichen Sperrfeuers ungemein. Denn mit den Infanteristen vorn wurden auch die im vordersten Graben liegenden Artilleriebeobachter und Zielgeber überlaufen. Wegen der Menge von Gas- und Nebelgranaten war auch die Verständigung durch Leuchtkugeln erschwert. So haben manche Batterien an diesem kritischen Tage ohne Verständigungsmöglichkeit nach vorn und hinten — denn natürlich waren auch die meisten Strippen gerissen — ganz isoliert und auf eigene Verantwortung gearbeitet.

„Vor der Batterie befand sich keine eigene Infanterie mehr" — diese erschütternde Wendung kehrt in den Berichten der einzelnen Batterieführer immer wieder. Was das heißt? Es mußten aus den Bedienungsresten der zusammengeschossenen Geschütze Trupps gebildet werden, die mit Handgranaten ausgerüstet vorn die Fühlung gegen den andringenden Feind aufnahmen. Man sah Unteroffiziere und Offiziere mit Drahtrollen auf dem Buckel nach vorn eilen, um die zerfetzten Linien wieder zu schließen. Geschützführer sammelten versprengte Infanteristen und führten sie wieder nach vorn. Ein Artillerieleutnant mit zehn Kanonieren besetzte 500 Meter eines Grabens. In diesen kritischen Stunden bewährte sich das selbstdisziplinierte Individuum. „Manchmal kam es auf einen einzigen Menschen an, der plötzlich etwas tat."

Die Batterien feuerten bis zum letzten Augenblick. Ihre einzelnen Tagebücher sind Heldengedichte von einer sachlichen Kraft, die kein Dichter erreicht. Manche Geschütze schossen trotz Rohraufbauschungen unermüdlich weiter. Die verwundete Kanone einer Batterie nördlich Estrée gab so lange Sperrfeuer, bis nur noch Querschläger herauskamen. Zwei andere ihrer Geschütze waren längst durch Volltreffer zerstört, die Munition in Brand geschossen, der ganze Geschützstand vollständig ausgebrannt. Ein Versuch, ein Rad von Geschütz 4 an Geschütz 2 zu versetzen, mißlang. Da ward auch das letzte Geschütz durch einen Volltreffer vernichtet. Der Batterieführer läßt alle Rohre sprengen, an die Nebenbatterie Mitteilung machen, den Schußabschnitt mit zu übernehmen, dann zieht er sich mit seinen zum Teil verwundeten Leuten zurück, um das Protzenlager zu retten. — Eine andere Batterie. Sie lag blank vor der feindlichen Infanterie. Längst hatte die benachbarte Batterie ihre Geschütze gesprengt. Sie schoß mit dem letzten brauchbaren Geschütz wütend weiter. Plötzlich taucht im Gasnebel 10 Meter vor dem Rohr ein feindlicher Trupp unter Anführung

eines Offiziers auf. Die letzten Schüsse strecken ihn nieder. Dann vorn und hinten ein Geschoß ins Rohr, das Geschütz fliegt in die Luft — der Rest der Mannschaft schlägt sich nach Belloy durch.

Ich habe die Berichte aller Batterieführer — auch der Vertreter jener, die neben dem Geschütz gefallen waren — im Abschnitt Estrée—Dompière—Barleur gelesen. Danach sind alle Feldgeschütze, die in dem geräumten Abschnitt stehen blieben, vernichtet worden. Nur bei einer Batterie waren zuerst lediglich die Verschlußstücke mitgenommen worden. Der Feind befeuerte diese leere Batterie 24 Stunden lang. Am nächsten Morgen ward auch sie durch ein Sprengkommando vernichtet. Bekommen mag der Franzose die gesprengten Geschütze haben. Aber in Paris wird er sie nicht ausstellen. Diese verbeulten, durchschossenen, zersplitterten, zersprengten Kanonen sind die Ehre der tapferen Artilleristen, die sie bis zum letzten Augenblick bedienten.

Aber die Ehre dieser Tage gebührt nicht nur den Kanonieren und ihren Offizieren, von denen einige mit eigener Hand die Munition heranschleppten. Da sind die unermüdlichen Strippenflicker. Das weite Spinnennetz der Drähte, wo zahllose tote Leitungen neben den lebendigen und verletzten liegen, haben die Telephontrupps im schwersten Feuer immer wieder zu reparieren versucht. Da sind die Munitionskolonnen. Galoppierend brachten sie allnächtlich ihre gefährliche Ladung durch die Sperrkette des feindlichen Feuers bis vorn an die Batterien. Mancher Munitionswagen ist in die Luft geflogen — Roß und Reiter sind zerstoben. Sie alle haben sich dem großen Ziel geopfert. Wohl gingen vorn einige Menschen und Kanonen, einige Gräben und Dörfer verloren. Aber indem diese Tapferen dem Feinde ihre Brust darboten, indem sie sich tollkühn und den Tod vor Augen seiner Übermacht entgegenwarfen, schufen sie die Zeit, daß hinter ihnen der Ring sich schloß. Daß dieser eherne Ring noch heute hält, das danken wir ihnen. Nein, auch diese zerschossenen Kanonen südlich der Somme sollen nicht vergessen bleiben.

Heiße Schlacht

Südlich der Somme, August 1916.

Unbarmherzig brennt die Julisonne auf das Schlachtfeld an der Somme herab. Aus einem lachend blauen Himmel — als ob ihn das Stöhnen und Sterben der Erde da unten nicht rührte. Ausgetrocknet liegen die Felder da, auf denen das goldene Korn sich den Schnittern neigt. Aber es sind keine Schnitter da als jener Eine mit der Hippe, dessen Ernte reich und in dichten Schwaden fällt. Diese Schlacht ist eine Schlacht des Sommers, der Hitze, der Glut, der Dürre, des Durstes. Niemals trank die Erde so gierig Menschenblut als in dieser heißen Sommeschlacht.

Da kommt auf der weißen Landstraße ein Trupp Verwundeter anmarschiert. Langsam — stumm — einige mit verstörten Blicken — andere mit einem Zuge des Glücks auf ihren grauen Gesichtern. Die müden Füße wirbeln den weißen Staub von der Straße, der in einer dichten Wolke hinter ihnen herzieht. Die weißen Verbände mit den blutroten Flecken leuchten in der Sonne. Auf manchen Flecken sitzen Fliegen. In die graue Staubschicht auf den Gesichtern furcht der Schweiß seine glänzende braune Linie.

Alles auf diesem Schlachtfeld hier ist grau, weiß, trocken, dunstig, glutzitternd. Die Bäume und Wiesen und Gärten, alle ihre Blätter sind leblos grau wie Metall. Die roten Dorfhäuser, die grünen Fenster, die schwarzen Beeren an den Sträuchern — alles Lebendige und Tote ist eingehüllt in einen dichten grauen Mantel von Staub. Nur die schwarze Somme fließt träge und satt durch ihr Moorbett. Aber sie ist nur schmal. Und das grüne Schilf und die Weiden an ihren Ufern sind auch längst ergraut. Manchmal zieht ein Wind über diese traurige Ebene der Picardie — er wälzt hohe graue Säulen über die Felder. Wenn zwei Wagen sich auf der Landstraße begegnen, gibt es dicke Staubwirbel, die lange anhalten.

Auf diesen ausgedörrten Äckern, in dieser flimmernden Sonne, in einem unregelmäßigen Halbkreis von 40 Kilometer Länge raucht und brüllt seit Wochen die vierte große Durchbruchsschlacht des Westens. Vor uns — zu unseren Füßen — liegt nur ein schmales Glied dieses Feuerringes, die Front von Soyécourt bis Berny. Aber es ist eines seiner wichtigsten Glieder. Wie die Engländer oben bei Pozières anrennen, um den spitz in unsere Linie geschobenen Keil seitlich zu erweitern, so die Franzosen hier bei Estrée und Déniecourt. Da liegt sie vor uns, die Schlacht, die den Krieg entscheiden soll. Wie viele Schlachten sahen wir so vor uns liegen — im Frühling und im Herbst. Dies ist die Schlacht des Sommers, der reifen Kornfelder. Ist es die letzte?

Da liegt Déniecourt — Schloß, Wald und Dorf. Die Waldruine wird seit heute früh mit Brandgranaten beschossen. An zwei Stellen brennt der Wald lichterloh. Es befinden sich noch Gräben und Menschen in diesem Wald. Die sollen ausgeräuchert werden. Graue schwarze Riesenwolken wälzen sich über die Brandstätte hin und können durch die Hitze der Erde den Weg nach oben nicht finden. Aber auch Estrée brennt und das weiße Berny. Die alte Römerstraße mit der hohen Pappelreihe raucht. Ein Kornfeld brennt und eine Zuckerfabrik. Alles brennt — von Vermandovillers bis nach Barleux hinauf — ein dichter breiter Kranz. Ist es Rauch, Staub, Gas, Feuer? Die Erde erbricht sich. Der Himmel singt von Fliegern. Es ist immer dasselbe — und darum immer grauenvoller — diese moderne Schlacht: Wirkungsschießen, Zielschießen, Sperrfeuer hin und her — Sturmangriff, Gegenangriff auf beiden Seiten. Es ist kein Kampf um Land und Sieg, es ist eine Blutpumpe.

Jetzt tauchen vorn am linken Ausgang von Eſtrée die roten Spritzen der Schrapnells auf. Das bedeutet Angriff. Von wem? Wir ſehen nichts. Das Telephon hier oben weiß auch nichts. Seit einer Stunde ſind die vorderſten Strippen der Leitung geriſſen. Wir ſehen nur den grauen Rieſenbrand und ſchaudern in dem Gedanken, daß dort vorn in der Gluthitze zwiſchen Eiſen, Staub und Feuer Menſchen Auge in Auge gegeneinander ringen.

Der Brand der Einſchläge wälzt ſich bis an unſer Dorf. Hier wohnten vor Wochen noch hundert franzöſiſche Familien — arbeitſam, friedlich, in jener Ungeſtörtheit durch die Nähe der Front, die einen immer wieder bei dieſen Unglücklichen erſchüttert. Jetzt ſind ſie geflüchtet — vor den Granaten ihrer Landsleute. Und ihre mühſam bebauten fruchtſtrotzenden Felder gehen in den Flammen franzöſiſcher Fliegerbomben auf.

Draußen auf offenem Felde feuert eine deutſche Batterie. Über ihr kreiſen ſingend zwei feindliche Flieger — ein großes Kampfflugzeug und ein leichter Beobachter, der mit einem Funkenapparat das feindliche Feuer auf unſere Geſchütze leitet. Ungeachtet der nahen Einſchläge, die die Batterie zeitweiſe in dichten Rauch hüllen, feuern unſere Leute weiter. Sie dürfen ſich um die verhaßten Vögel da oben nicht kümmern, denn unſere Infanterie hat unter allen Umſtänden dichtes Sperrfeuer verlangt. Wir ſehen die Leute aus ihren Unterſtänden ſpringen, feuern und wieder verſchwinden. Die Sonne liegt blank auf den grauen Stahlrohren, die ſo heiß vom Feuern ſind, daß keine Hand den Verſchluß berühren kann. Die Leute arbeiten ſchweißtriefend, halbnackt. Der Gegner „vergaſt" die Batterie — bläuliche Gaswolken, die ſich nur langſam verziehen, hüllen die Feuerſtelle ein. Die Kanoniere arbeiten in Gasmasken weiter. In regelmäßigen Salven krachen ihre vier Geſchütze nach Eſtrées hinüber — mit allen anderen Batterien ringsum einen dichten Eiſenvorhang vor die feindlichen Gräben legend.

Ungeſtört kreiſen die beiden Raubvögel noch immer über ihren Opfern, die ſie nicht mit Krallen erwürgen, ſondern mit kleinen Ziffern und Zahlen, die ſie zur franzöſiſchen Feuerleitung hinunterfunken. Aber jetzt wird das Singen in den Lüften lauter. Zu den melodiſchen Sirenen der Franzoſen geſellt ſich das dunkle Brummen und Knurren der deutſchen Motore. In dem blendenden Sonnenlicht — hoch über 2000 Meter — ſind nur wenige Apparate zu erſpähen. Dafür hört man jetzt deutlich das Klackern des Maſchinengewehrs einſetzen — in kurzen abgebrochenen Stößen. Der Kampf im Äther beginnt.

Eine Staubwolke naht auf der hinter uns liegenden Chauſſee — eine graue rauchende Schlange — ein Bataillon, das nach vorn in den Kampf zieht. Tauſend neue runde graue Stahlhelme tauchen aus der Wolke auf. Dieſe Helme ſind ſchwer, beſonders bei der Sonnenglut von heute, aber ſie ſind ein meiſterhaft gearbeiteter Schutz. Jetzt

kommen sie näher. Der weiße Staub liegt dick auf ihren Körpern, den Tornistern, den kleinen Postkartons, die rings am Gürtel hängen. Grüße aus der friedlichen Heimat — morgen hängen Handgranaten an derselben Stelle. Diese Leute lösen zum zweiten Male in diesem Abschnitt ab. Sie wissen, was ihrer vorn harrt. Diese Leute, von denen auch die jüngsten längst zu Männern geworden sind, brauchen keine Musik, keinen Gesang, keine Prediger und keine aufpeitschenden Tagesbefehle. Stumm wandern sie an ihre Pflicht — hart gegen die Welt, härter gegen sich selber.

Plötzlich erhebt sich ein Rauschen über uns. Eine Granate? Ein Zug von Vögeln? Wir können zuerst nichts entdecken in der heißen blendenden Sonnenluft. Plötzlich — das Blut erstarrt — ein brennender Flieger. Ein weißer Flieger in voller Schleifenfahrt nach unten. Aber die ganze hintere Hälfte seines Apparates ist eine sprühende gelbe Flamme, die durch den Strom der Luft rauschend nach hinten flattert. Der Flieger rutscht nicht ab. Er überschlägt sich nicht. Ein brennender Sonnengott — stürmt er hernieder zur Erde. Zitternd stehen wir. Wann hat es ihn erreicht? Wann läßt er los? Wann stürzt er hernieder? Wie? Was? Jetzt schießt er zwei Leuchtkugeln ab— bittend, flehend, verzweifelnd. Wer kann ihm helfen? Näher kommt das brennende flatternde Rauschen. Alles hält den Atem an. Eine unheimliche Stille — als ob die große Millionenschlacht für eine Sekunde stockte. Jetzt löst sich etwas aus dem brennenden Vogel — ein Mensch stürzt herab aus 1000 Meter — ein schwarzer Punkt — ein totes Häuflein — mitten im Kornfeld. Aber der andere, der richtige — er muß noch immer lebendig an seinem Rade sitzen und lenken. Noch einen Bogen dreht er, steil und elegant. Jetzt rauscht es durch die Luft wie tausend Kraniche. Unser ganzer Körper bebt. Da bricht der stolze Sonnenvogel auseinander. Ein Flügel flattert lahm und langsam in der Luft wie kohlendes Papier. Der Rest schießt steil ins Feld. Eine Säule von Staub wirbelt auf und hüllt ihn ein.

Die Schlacht am Sternenwald

Südlich der Somme, August 1916.

Diese Division hielt den lenken Flügel der ganzen angegriffenen Sommefront. An ihren südlichen Linien brachen sich die andrängenden Wellen des Gegners. Während er nördlich über Fay und Asservillers in unsere hinteren Stellungen hineinflutete, hielten diese Schlesier eisern stand. Der Franzose kannte diese Regimenter — vom Friedhof bei Souchez her.

Ihre Stellung wurde nach dem 1. Juli einer der wichtigsten Eckpfeiler unserer neuen Linie, ein Scheitelpunkt, um den sich die heftigsten französischen Anstürme und die gesamte Verteidigung der deut-

ſchen Südfront drehte. Dabei ſprang die Stellung mit dem Sternenwäldchen weit in den Feind hinein. Dieſer Wald, aus gemiſchten Buchen und Tannen beſtehend, mit dichtem Unterholz, hat ſeinen Namen von der Sternenfigur, in der zahlreiche Schneiſen von ſeiner Mitte aus nach allen Richtungen laufen. An ſeinem Weſtrand zog ſich unſere vorderſte Linie entlang. Wenn dieſe Linie verloren ging, mußten wir den ganzen Wald aufgeben. Denn über den Wald hin war von Oſten keine Artilleriebeobachtung möglich.

Den erſten und zweiten Generalſturm an der Somme haben die Schleſier in dieſer Stellung ausgehalten ohne Ablöſung. Zerfetzt, aber unbeſiegt — ohne Übermut, aber voll Stolz — ſo ſahen wir ſie in Ruhe abziehen. Unerſchöpflich fließt der Strom der Hilfsvölker für unſere Gegner — aus dem Innern Aſiens für Rußland, aus Afrika und Indien für Briten und Franzoſen. Wir haben keine exotiſchen Hilfsvölker. Bei uns ſind es immer dieſelben Regimenter. Es ſind immer dieſelben deutſchen Arbeiter und Bauern, Handwerker und Kaufleute. Man hat ſie bei Ypern und Belgrad geſehen und trifft ſie nun an der Somme wieder.

Sie hatten ſchon gepackt, als wir kamen. Einige Bataillone waren ſchon kilometerweit fort. Die letzten Kolonnen verließen das Dorf. In dem roten Häuschen, das am Ausgange des Dorfes M. liegt, umkränzt von Granattrichtern, ſaß der Adjutant und machte die letzten Eintragungen in ſeine Bücher.

„Was ſoll ich Ihnen erzählen? Für uns iſt die Sache abgetan. Ein Höllenmonat. Weiß Gott, ſie können die Ruhe brauchen, unſere Leute — da hinten, wo es Milch und Eier und weder Minen noch Granaten gibt. Denn es ſind alles Helden — alle, alle — wenn dieſes abgegriffene Wort Ihnen noch etwas beſagt.“

Auf dem Rande einer alten wackeligen Drahtbettſtelle ſitzend erzählt der Adjutant an der Hand ſeiner Berichte von den Kämpfen dieſer ſchleſiſchen Regimenter. Draußen rollt der Donner der Front über die wogenden Kornfelder. Troll, der Pintſcher, der alle Stellungen bis in die Sappen kennt, liegt unruhig zu unſeren Füßen. Hunderte von Fliegen ſurren in dem ſchwülen, kleinen Raum.

„Von der Trommelkanonade Ende Juni werden Sie gehört haben. Die war ſchlimm, aber nicht neu. Neu war die ſchwere Menge von Fliegern und Feſſelballons. Die Flieger ſchoſſen aus 500 Meter Höhe in unſere Gräben, wo immer ſich jemand rührte. In unſerm kleinen Abſchnitt hatten wir 17 Feſſelballons gegenüber. Sie können ſich denken, wie wir fluchten. Sie beſchoſſen alles, von vorn bis weit hinten. Sie ſchoſſen bis auf die Sommeübergänge. Sie ſchoſſen außer Gas- nun auch Nebelgranaten. Die ſind ungefährlich, aber ſie verbreiten dicke Nebelwolken, die die Zeichenverbindung zwiſchen Infanterie und Artillerie erſchweren. — Wie es vorn ausſah, können Sie ſich nicht ausmalen. Auf einem Kompagnieabſchnitt blieben zwei Unterſtände heil. Die Leute lagen in Trichtern, zwiſchen denen ſie müh-

ſam einige Verbindungen aushoben. Vor den anrollenden Torpedominen ſprangen ſie hin und her — wie gehetzte Haſen. Zu eſſen bekamen ſie — aber meiſtens kalt. Zwar die Küchen fuhren bis ins Feuer. Die Eſſenträger — ein herrlicher Menſchenſchlag, von dem niemand redet, der aber allnächtlich das Höchſte leiſtet — die Eſſenträger ſchleppten unter Verluſten die Keſſel nach vorn. Aber natürlich, was bis nach vorn kam, war eiskalt.

Dann kam der erſte große Sturm — Anfang Juli. Die Franzoſen befolgten eine neue Taktik. Sie drangen ſchon während des Trommelfeuers in unſere Linien ein. Aber was heißt Linie? Ich war einmal vorn in dieſen Tagen. Da traf ich — kriechend — einen Mann, der in einem Granatloch hockte. Wo iſt Eure vordere Linie? frage ich ihn. — Dat bin ich — antwortete er. Alſo ſie kamen angeſchlichen, in dichten blauen Maſſen, noch ehe das Trommelfeuer zu Ende war, ſo gegen 10 Uhr morgens. Na, und dann ging's los. Wie das iſt — wie das war, das kann niemand erzählen. Das ſind lauter loſe Einzelheiten. Niemand vorn erfährt, was links und rechts paſſiert, niemand hinten, wie es vorn von Minute zu Minute ſich ändert. Alle Strippen ſind zerriſſen. Man ſitzt auf Kohlen und wartet. Erſt nachher, allmählich füllt ſich das Bild, aber ſchwer, denn auch die Lebenden hier bei uns erzählen nicht gern...

Am Mittag des 1. Juli war unſere Hauptfront gehalten — bis Soyecourt hatte kein Franzoſe unſere vorderen Trichter überſchritten. Nur unſer rechter Flügel hatte zurückgehen müſſen. Wir ſtanden urſprünglich bis Fay hinauf. Jetzt lagen die Franzoſen in Eſtrée und unſere Nachbardiviſion in Belloy. Aus unſerer geraden Frontlinie war ein rechter Winkel geworden. Damals waren wir einen Augenblick beſtürzt. Erſt nachher ſahen wir, was wir gehalten hatten — und daß unſere Winkelſtellung der Eckſtein unſerer ganzen Sommefront geworden war. — Nach ein paar Stunden überblickten wir die Lage. Der Feind war rechts über Frize, Dompierre und Fay hinausgeſtrömt. Es war ganz ſelbſtverſtändlich, daß wir das verlorene Flügelterrain uns wiederholten. Gegen 4 Uhr nachmittags rückten unſere Schleſier, verſtärkt um einige Reſerven, auf dem rechten Flügel vor. Sie griffen wütend an — auch die Reſerven. Mein Gott, es waren alles abgekämpfte Regimenter, während die Franzoſen, die uns gegenüberſtanden, aus wochenlanger Ruhe kamen. Sie drangen in Eſtrée wieder ein, eroberten das Dorf und lagen am Abend dieſes ſchweren Tages nördlich der alten Römerſtraße, deren hohe Pappeln Sie vom Hausdach ſehen können.

Das war der ſchlimmſte Tag. Die nächſten brachten fieberhafte Arbeit. Immer unter Feuer. Wir bauten und ſchanzten. Auch der Franzmann richtete ſich ein. Manchmal machte er Angriffsverſuche. Aber wir hatten die Anſammlungen hinter ſeiner Front bald heraus, und unſere Geſchütze pfefferten ſie auseinander. Auch ſeine Artillerie verteilte der Gegner neu. Wir ſtörten ihn, wo wir konnten. Ganze

Geſchütze und Pferde haben wir drüben in die Luft fliegen ſehen. Unſere Schweren waren jetzt in großer Anzahl da. Unſere vordere Linie hatte ſich nach ein paar Tagen mühſam eingebaut. Und welche Sicherheit für unſere Truppen vorn, wenn unſere dicken Zuckerhüte unaufhörlich in den Gegner ſchlugen.

Am 5. Juli endlich konnten wir unſere Front verkürzen. Rechts von uns wurden Reſerven eingeſchoben. Unſere Linie endete von nun ab am Weſteingang von Eſtrée. Einen Tag nach dieſer Ablöſung aber ging das Dorf verloren. Das war gewiß nicht wichtig — und kann bei Ablöſungen leicht vorkommen. Nunmehr klebte unſer rechter Flügel am Ausgang des Dorfes. In einem ſchmalen Dreieckszipfel ſprang er bis zur Nordweſtecke von Eſtrée vor. Um dieſen ſchmalen Zipfel iſt tagelang gerungen worden. Bald waren wir, bald die Franzoſen drin. Deutſch-Eck nannten ihn unſere Leute. Wir gaben nichts um ſeinen Beſitz. Aber die Leute ließen ihn nicht aus der Hand. Beſonders ein rheiniſches Reſerveregiment, das eine Zeitlang unter uns focht, hatte ſich hier feſtgebiſſen. In 24 Stunden haben die Rheinländer einmal zwölf franzöſiſche Angriffe abgeſchlagen. Es war am 6. Juli. Nach dem letzten abgeſchlagenen Anſturm fanden dieſe Leute noch die Kraft zu einem Gegenangriff. Sie entriſſen den Franzoſen einige Gräben, machten ein paar Dutzend Gefangene und konnten drei Maſchinengewehre und vier Grabenkanonen nach hinten ſchaffen laſſen — nicht zu vergeſſen die reichen Eßvorräte, die ſie erbeuteten und von denen nichts nach hinten kam.

Dieſes Gewürge dauerte an unſerer ganzen Front faſt drei Wochen lang. Dann kam der zweite Generalſturm — am 20. Juli. Wir alle bis auf den letzten Mann wußten vorher, daß etwas los war, ja, daß es jetzt um das Letzte ging. Franzmann hat ſich ſpäter herausgeredet, als ob er nichts Beſonderes vorgehabt hätte damals. Wir alle wiſſen es beſſer — von unſerer ſüdlichſten Diviſion hier unten, bis hinauf zu den Kameraden, die bei Thiepval gegen die Engländer ſtandhalten. Es war dieſelbe Ruhe vor dem Sturm wie im Juni, derſelbe Eiſenregen die ganze Nacht, derſelbe einheitliche Sturm auf der ganzen Linie. Von morgens 9 Uhr 30 ab warf General Lebouc ſeine Regimenter gegen unſere Front — in unaufhörlich neuen Anſätzen. An zwei Stellen wurden je 13 Angriffe an dieſem Tage gezählt — verſtehen Sie recht — 13 regelrechte Angriffe mit ſchwerer Minenfeuervorbereitung. Das war eine ſtarke Probe. Manchmal ſchien das ſtramm geſpannte Band zu reißen. Aber es gab nur nach — ein wenig nach. Und dann zog es ſich wieder zuſammen. Am Abend war auch dieſe Kriſis überſtanden. Der rechte Flügel ſtand wie eine Mauer. Deutſch-Eck war gehalten. Weder hier noch in der wackeren Nachbardiviſion war ein lebendiger nicht gefangener Franzoſe in unſerer Linie.

Und doch war dieſer Sieg teuer erkauft. Unſer Sternenwäldchen hatten wir verloren. Es war nicht groß — nicht größer als einen

Quadratkilometer. Es war auch wirklich keine wichtige Stellung — es sprang aus uns heraus — wir haben nachher nicht einen Soldaten geopfert, um es wieder zu bekommen. Gewiß — das sagt man. Aber uns persönlich war es sehr schmerzlich. Es war ein schönes Wäldchen — und mancher Schlesier liegt darin begraben. Ich sage das ganz offen. Aber die Hauptsache war doch, daß das Ganze gehalten hatte. Die wichtigste Ecke der ganzen Süd-Sommefront war nicht erschüttert. Wir waren stolz, das melden zu können.

Seitdem blieben größere Angriffe aus. Das bedeutet natürlich nicht, daß Ruhe war. Sie hören draußen die Artillerie — so ist es immer bei uns. Ab und zu folgten kleine Patrouillenunternehmungen.

Vor ein paar Tagen haben wir einen französischen Dragoneroffizier gefangen, einen netten Kerl. Wir fragten ihn, wie lange seine Landsleute diese fruchtlosen Angriffe noch fortsetzen wollten. Er sagte, ungezählte Scharen von Russen seien unterwegs, die Frankreichs Lücken wieder füllen würden. Ein andermal ergatterten wir einen Tagesbefehl vom General Lebouc, unserem Gegner drüben. Den muß ich Ihnen zeigen. Das Schriftstück ist nicht unsympathisch. Aber beachten Sie, wie selbst dieser anscheinend gerade und ehrliche Soldat in einem „dienstlichen" Schriftstück uns nicht anders als „Boches" nennt."

Der Hauptmann reichte mir den Befehl, der folgenden Wortlaut hatte:

„Soldaten! Ihr seid müde, ich weiß es. Aber ich weiß auch, daß der Boche noch müder ist als Ihr. Und ich weiß auch, daß der Befehlshaber Euch nicht ablösen kann. Der Boche ist ermüdet, weil er sich seit acht Tagen nur mit großen Schwierigkeiten verpflegt. Er ist demoralisiert, weil er fühlt, daß wir bereit sind, uns auf ihn zu stürzen, sowohl vom Norden wie vom Westen, ihn so in einer Zange packend.

Der Befehlshaber kann Euch nicht ablösen, weil er zum Nachstoßen Reserven braucht, um, nachdem Ihr Deniecourt eingenommen habt, Euren Erfolg fruchten zu lassen. Erreicht Ihr dies, so werdet Ihr heute Abend abgelöst.

So braucht Ihr denn nur vorzugehen — der Boche liegt seit 14 Tagen Euch gegenüber in einem Ring von Feuer — in einer wahren Hölle.

Dies wollte ich Euch sagen, denn Ihr wißt, daß ich Euch immer die Dinge sage, wie sie sind. Ihr werdet mich verfluchen, weil ich trotz Eurer Müdigkeit noch eine Anstrengung von Euch fordere. Aber Ihr werdet Sieger sein — das verspreche ich Euch — wenn Ihr alle draufgeht wie ein Mann. Gez. General Lebouc."

Dieser Befehl war wirklich sympathisch — die Sprache eines alten Soldaten. Er war vor 14 Tagen geschrieben worden. Aber Deniecourt war noch immer in den Händen der Deutschen. Und ist es heute noch. Ich selber habe gesehen, wie die Franzosen seinen Schloßpark in Brand zu schießen versuchten.

„Eins muß ich noch ſagen," fuhr der Hauptmann fort, „unſere Leute ſind gewiß nicht ruhmredig. Sie achten auch den Gegner. Aber alle ſind feſt überzeugt von ihrer abſoluten Überlegenheit — auch von ihrer individuellen Überlegenheit jedem einzelnen gegenüber. Ich frage mich manchmal, wenn ich die ſtrammen, wohlgenährten Burſchen von drüben bei uns eingeliefert bekomme, ob das richtig iſt. Aber es muß wohl ſo ſein. Denn worin wären wir ihnen ſonſt überlegen? An Artillerie? An Gunſt des Geländes? An Zahl der Truppen? Sie wiſſen — in keinem von allen. Irgend einen Grund aber muß es doch haben, daß die es drüben trotz aller Maſſen nicht zwingen."

Der Hauptmann machte eine Pauſe.

„Verluſte? Nach fünf Wochen Höllenkampf an der wichtigſten Ecke ſind unſere Verluſte nicht gering. Aber was hilft es? Ohne Verluſte iſt eine Stellung wie dieſe nicht zu halten. Und hätten wir ſie nicht gehalten — unſere Verluſte wären zehnmal größer. Das können Sie glauben. Wir wiſſen, daß dies der Höhepunkt des Krieges iſt, vielleicht ſeine Entſcheidung. Vielleicht haben gerade wir an dieſer Stelle den wichtigſten Kampf für die Zukunft unſeres Landes und ſeiner Kinder geführt. Nun ziehen wir ab. Wir haben unſere Pflicht getan — das weiß der letzte Trainfahrer. Wir ſind abgekämpft. Aber wir ſind nicht beſiegt. Jeder ſehnt ſich nach Ruhe. Aber niemand möchte den Stolz miſſen, mit dem wir dieſe Front verlaſſen."

Nach einer halben Stunde fuhr der letzte Wagen der Schleſier zum Dorfe hinaus. Es dunkelte. Und die Leuchtkugeln über Eſtrée zeigten an, daß die Sommeſchlacht noch kein Ende gefunden hatte.

Saint Quentin

Sommefront, Auguſt 1916.

Eine bleiche, gelbe Hand hängt aus dem Sanitätsauto, das an uns vorüberſauſt. Die Hand eines Verwundeten. Keine geballte Fauſt. Nicht die Hand eines Toten. Eine nach oben geöffnete flehende Hand — als ob ein Moſlem betet. Mitten zwiſchen elektriſchen Wagen, Laſtautomobilen, Etappenſoldaten und ſchwatzenden Mädchen. Auf dem Marktplatz von Saint Quentin.

Viele Sanitätsautomobile jagen heute hinter der Sommefront auf und ab. Früher wunderte man ſich, wenn man einen dieſer praktiſchen zweiräderigen Anhängerwagen ſah, die leicht federnd und auf Gummirädern hinter dem Sanitätsauto herflogen. Heute ſieht man zwei — drei — vier ſolcher Anhängewagen aneinandergekoppelt. Ganze Züge ſind es, die ſich geſchickt durch das Straßengewirr der Stadt ſchlängeln — alle mit dem blutigroten Kreuz, das weithin leuchtet — immer in raſender Eile — überſtaubt, mit flatterndem Verdeck. Bei mancher Laſt bedeutet eine gewonnene Minute vielleicht das Leben.

Vor dem neuen Juſtizpalaſt werden ſie ausgeladen. Die Ernte der Sommeſchlacht. Es geht wie maſchinell. Jeder weiß ſeinen Griff. Im Nu ſind ſie verſchwunden und neue Wagen rollen vor. Auf den breiten Freitreppen des Juſtizpalaſtes huſchen deutſche Schweſtern, franzöſiſche Arbeiterinnen, Mönche und Ärzte hin und her. Oben in den großen kühlen Sälen ſchauen alte und neue Bilder auf die weißen Bettreihen der Verwundeten hernieder — Bilder aus der Geſchichte der Stadt und der Picardie, Bilder von alten Ratsherren und üppigen Frauen.

In einem Seitenzimmer neben dem Operationsſaal arbeitet geheimnisvoll der große Magnet. Das iſt märchenhaft zu ſehen. Ein Pionier hat eine Kugel tief im Schenkel ſitzen. Der Arzt kann ſie nicht entfernen. Da wird der Mann ins Zimmer gerollt — mit der Wunde gerade unter den Magneten, einen ſtarken Metallblock, der in der Mitte des Raumes hängt. Der Magnet wird niedergelaſſen. Alles Metall ringsum — auch unſere Uhren und Schlüſſel — muß entfernt werden. Dann dreht der Krankenbruder an dem elektriſchen Hebel. Der Strom ſchießt in den Block. Immer ſtärker und ſtärker. Die geheimnisvolle Kraft beginnt zu wirken. Der Arzt ſteht daneben, helfend, dirigierend. Plötzlich fliegt die Kugel klatſchend an den Block. Dieſer Magnet hat eine fabelhafte Kraft. Er hält ein Eiſenſtück, an das ein ſchwerer Mann ſich hängt.

Saint Quentin tauchte im Anfang des Krieges ganz plötzlich am deutſchen Himmel auf. Das war, als die Engländer hier in der vierten Kriegswoche geſchlagen wurden. Dann verſank es für uns. Faſt zwei Jahre lang war Saint Quentin eine echte Etappenſtadt — voll all der ruhigen unaufdringlichen Arbeit, die die Etappe dem Heere leiſtet. Seit dem 1. Juli iſt Saint Quentin der natürliche Brennpunkt der Sommeſchlacht. Es ſind zwar keine neuen Aufgaben, die jetzt gelöſt werden. Auch vorher mußte für Erſatz und Ablöſung geſorgt, Munition und Proviant herbeigeſchafft, zerſchoſſenes Material ausgebeſſert, neues angefertigt werden. Auch vorher gab es Verwundete. Und wie der große Soldatenfriedhof der Stadt zeigt — auch vorher gab es Tote. Aber jetzt hat ſich das alles ins Rieſenhafte geſteigert. Tag und Nacht zittert das Straßenpflaſter unter den ſchweren Laſtzügen, den knarrenden Krümperwagen, den hallenden Tritten der Ab- und Anmarſchierenden. In den einzelnen Zentralen herrſcht fieberhafte Tätigkeit und bei aller äußeren Ruhe — dem Geiſt der Stunde angemeſſen — doch eine ernſte Spannung. Tauſende von Strippen laufen von draußen hier zuſammen — kriechen in dicken Bündeln durch die Straßen — an den Häuſern hinauf — verteilen ſich durch die Fenſter in die zahlloſen kahlen Arbeitsſtuben. Obgleich hier ſeit Kriegsbeginn kein Bürger telephonieren darf — niemals war die Luft hier erfüllt von ſo viel lautloſen Geſprächen, Fragen und Befehlen, Ratſchlägen und Hilferufen, wie in dieſen Wochen. Der Name dieſer Stadt wird immer mit der großen Sommeſchlacht verbunden bleiben.

Und doch ist Saint Quentin auch heute keine reine Soldatenstadt. So unverwüstlich ist das bürgerliche Leben. Hier wohnen Hunderte von Frauen und Männern — abseits dieser Schlacht — die ihr eigenes Leben führen, fast wie vordem. Da ist die kleine Näherin drüben, der ich ins Fenster sehe. Den ganzen Tag hockt sie gebückt an ihrer Arbeit. Sie hat ein Kind. Ich weiß nicht, ob sie verheiratet ist. Die Mutter ist barsch mit ihr. Zu ihr kommen die Damen der Stadt und probieren die neuen Sommerkleider an. Ich sehe es, wenn ich von der Arbeit aufgucke. So friedlich wichtig geht es zu — ob dies und das auch richtig sitzt. Als ob hier 20 Kilometer westlich keine Weltgeschichte gemacht würde. — Da ist der Diener im Hotel de France. Er erzählt immer nur von der kleinen Buvette, die er nächstens eröffnen will. Er muß noch 800 Franken sparen. Dann hat er genug. Dann kann er sie kaufen. Und es ist ihm ganz gleichgültig, ob er sein Trinkgeld in Sous oder Groschen, von uns oder von den Franzosen bekommt. Und noch gleichgültiger ist ihm die Sommeschlacht. — Und da ist der Lehrer mit seiner jungen Frau — ein etwas künstlerisch aufgeputzter Mann, der sicher eine Reihe großer Ideen hat. Jeden Abend um 6 Uhr geht er mit seiner Frau auf dem Boulevard Gambetta spazieren. Beide sind nett, ja elegant gekleidet. Beide sind stark verliebt. Ich glaube, er schreibt an einem dicken Buch, und sie hoffen, noch einmal nach Paris versetzt zu werden. Was kümmert sie das Grollen der Schlacht im Westen?

Sicher sind da viele, die zittern bei jedem Fliegergesurre, das über Saint Quentin zieht, bei jedem aufschreckenden Feuergepolter, das sich aus dem eintönigen Rollen der Schlacht heraushebt. Aber andere sitzen im Café Central am Marktplatz wie sonst, lachen und spielen Domino. Andere draußen im Faubourg Saint Jean hatten im Frieden nicht mehr zu essen als jetzt im Krieg. Für sie ist der Weltkrieg eine Wolke am Horizont.

Zwei Jahre lang stand die alte Basilika des heiligen Quintinus — weithin sichtbar, aufragend aus dem niedrigen Häusermeer der Stadt — unberührt vom Kriegsgetümmel, das zu ihren Füßen wogte. Auch auf sie schien der Weltkrieg keinen tiefen Eindruck zu machen — mit ihren bunten und schweren Erinnerungen, die tief in die Jahrhunderte zurückreichen. Dieser Krieg der Republik, der nicht der Krieg der Basilika war. Denn die Basilika ist royalistisch und haßt die Republik. Sie haßt die große Revolution, die ihr die schönsten Statuen zertrümmerte. Sie haßt die Republik, die ihren schönen Leib zerfallen läßt. La grande Delabrée — die „große Zerstörte" nannte der Volksmund sie. Nein — die Basilika hatte keinen Anteil an diesem Krieg.

Da kam die Sommeschlacht. Die Flieger kamen. Das alte Bauwerk bebte. Fensterkreuze stürzten nieder ins Schiff. Alte Glasmalereien zersplitterten in tausend Scherben. Die Basilika hat ihre Pforten geschlossen und wartet auf ihr Schicksal. Schon brennt Peronne.

Die Schweſterkathedrale von Noyon fürchtet für ihr Leben. Jedesmal, wenn die franzöſiſchen Flieger nahen, erzittert die alte Baſilika bis in ihr Inneres — bis in die Krypta hinunter, wo in einer alten heidniſchen Marmorſäule die Gebeine ihres Heiligen ruhen.

Das Ringen an der Römerſtraße

Sommefront, Auguſt 1916.

Sie ſind nicht laut — dieſe Männer aus Schleswig und Apenrade, aus Huſum und von den frieſiſchen Inſeln. Sie drängen ſich nicht vor. Sie machen nichts aus ihren Taten. „Wie man das Eiſerne Kreuz gewinnt?" — „Man tritt auf Anruf vor und nimmt es in Empfang." — So ſind ſie, nüchtern und doch innerlich, ſchweigſam, aber im rechten Augenblick voll wilder Kraft. Sie ſind große Arbeiter, zähe Verteidiger. Kein anderer Stamm unſeres Landes übertrifft ſie an Feuerdiſziplin — eine prachtvolle Raſſe im Kriege wie im Frieden.

14 Tage lang kämpften ſie an der Römerſtraße — zwiſchen Villers und Eſtrée — um einen Straßentunnel, in Diſtelfeldern, um einen Schloßpark, in Schlupflöchern und Mulden. Immer die hohe Pappelreihe der alten Straße vor Augen. In der Sommerglut des Juli. In den kritiſchen Tagen, als der Gegner auf der ganzen Front zum zweiten Generalſturm antrat. Sie ließen manchen Landsmann ihrer ſchönen Heimat tot zwiſchen den Sandlöchern liegen. Aber ſie gaben keinen Meter dieſes fremden Bodens auf, den die Heimat ihnen anvertraut hatte — als Bollwerk ihrer Sicherheit.

Als ſie Mitte Juli dieſen Abſchnitt bezogen, da kamen ſie in die zerſchoſſenen Grabenreſte, die vom erſten Sturm übrig geblieben waren — in Stellungen ohne Drahtverhau, die eilig unter ſchwerem Feuer aufgeworfen waren, mit ſpärlichen Zugangs- und Verbindungswegen, mit dürftigen Schlupflöchern ohne jede Abſtufung, die kaum gegen Splitter Deckung boten und bei jedem kleinen Kaliber ſofort zuſammenbrachen. Es war ein Abſchnitt, auf dem der volle Druck des Feindes laſtete. Berny in ihrem Rücken war des Gegners immer wieder beranntes Ziel. Links von ihnen, bei den Schleſiern, war nicht durchzukommen. Von Berny aus wollte er flankierend jene neulich beſchriebene Soyecurt-Eckſtellung unſerer ganzen Verteidigung umlegen. Indem die Schleswiger die Römerſtraße am Tage des zweiten Generalſturmes hielten, ſind ſie mit einer der größten Leiſtungen unſerer Weſtfront unauflöslich verknüpft.

Am 10. Juli zogen ſie ein. Schon der Anmarſch in die Stellung — im Reihenmarſch — war eine Hölle. Die Zugangsgräben ſchmal, zerbrochen, — teilweiſe niedrig gedeckt gegen Fliegerſicht, ſo daß die zu- und abſtrömenden Gruppen mit vollem Gepäck ſich ſtauten. Auf dieſen vollgeſtopften Gräben lag das ruhige, zielſichere Feuer des Geg-

ners. Manche Züge krochen aus den unerträglichen Gräben hinaus und legten den Weg durch das feindliche Sperrfeuer im Laufschritt über das offene Weizenfeld zurück.

Dann die Ablösung. Sie ist immer voll von kritischen Momenten. Für den Gegner, der sie weiß, die beste Gelegenheit zum Angriff. Alles ist neu — noch nichts eingespielt — niemand kennt genau seinen Platz — noch sind gar nicht alle da. Dunkle Nacht. Die Leute sind aufgeregt. Plötzlich gegen 2 Uhr nachts setzt ein schweres Artilleriefeuer auf die Stellung ein. Die Leute rennen hin und her. Niemand kennt die gefährdetsten Stellen, niemand die „Inseln", wohin kein Schuß kommt. Gegen Morgen schon folgt der erste Infanterieangriff. Unbekannte Sappen. Unbekannte Postenlöcher. Niemand weiß, von wo der Feind erwartet wird. Die Artillerie wird benachrichtigt. Ein dichtes Netz von Sperrfeuer senkt sich vor den Abschnitt. Gott sei Dank. Der Franzose kommt gar nicht heraus. Das war die erste Nacht.

So ging es zehn Tage lang. Man schanzte nachts im Störungsfeuer — ohne Material. Tagsüber rissen die dicken Kaliber alles wieder zusammen. Granaten und Minen. Minen von $1^1/_2$ Meter Höhe, die Franzmann gut versteckt hatte zwischen den Trümmern von Belloy. Allmählich lernte man die Gegend kennen. Dieses Belloy war ein Schutthaufen. Es hatte einen Schloßpark und ein paar Gärten, in denen zersplitterte Obstbäume standen. Auf ihnen hockten zuweilen französische Beobachter. Drei von ihnen wurden im Laufe der Zeit erledigt. Sonst war nicht viel zu sehen vorn, als Disteln, Wiesen und Getreidefelder, aufgerissener Lehmboden und die hohen Pappeln der alten Römerstraße. Die Römerstraße läuft quer von West nach Ost. Alle unsere Stellungen bis Estrée hin lagen nördlich dieser breiten Straße.

Vom 10. bis 20. Juli spie der Gegner Granaten über den ganzen Abschnitt, von den vordersten Trichtern bis weit hinten auf die Anmarschstraßen, die aus dem Tal der Somme auf das Plateau von Barleaur führen — von den vorgeschobensten Posten bis auf die letzten Reserve- und Armierungstruppen hinten. Er vergaste die Schluchten und Mulden, wo immer eine Kompagnie in Bereitschaft lag, die offenen Felder, wo seine Flieger festgestellt hatten, daß in Kaninchenlöchern oder verlassenen Batteriestellungen vereinzelte Gruppen kauerten. Er deckte alle Ortschaften ein — zerriß durch Volltreffer seine Landsleute, Männer und Frauen, die sich in Kellern versteckt hatten.

Dazwischen kleine Angriffe — fast immer aus Belloy heraus. In diesen Vorkämpfen tauchten Schwarze auf. Die Kämpfe waren bis zum 16. Juli zusammenhanglos und rein örtlich. Vom 16. Juli ab wurde es unruhiger.

Die ganze Sommegegend hat viel Nebel. Dieser Nebel hat sein Gutes: er behindert die Sicht der feindlichen Artillerie. Aber er erleichtert auch bei Angriffen dem Feind das Näherkommen. Auch ab-

geblaſenes Gas iſt bei dichtem Nebel erſt im letzten Augenblick zu erkennen. Das Gas färbt ſich im Nebel bläulich. Es hält ſich länger in den Mulden und über den Batterien als ſonſt. Merkwürdig iſt, daß die Pferde über Stellen nicht hinüberzupeitſchen ſind, an denen ſie einmal Gas geſchluckt haben.

Vom 18. Juli ab ward das Feuer ſtärker. Die Unruhe ſteigt. In den Telephonen ſchwirrte es. Vereinzelte Angriffe wälzten ſich dicht an unſere Stellungen. Eine Fernſprechabteilung nach der andern reißt. Die Läufer treten in Tätigkeit. Die in Stafetten ihre Befehle nach vorn und hinten bringen. Da war ein Läufer — einer der ſchnellſten und zuverläſſigſten dieſer wichtigen Truppe, die die einzige Rettung iſt, wenn alle Strippen geriſſen. Durch das dichteſte Sperrfeuer rannte er mit ſeinen Meldungen tollkühn hindurch. Er kannte alle Schliche, der nahenden Granate aus dem Wege zu ſpringen und ihren Splittern die am wenigſten edlen Teile ſeines Leibes zuzuwenden. Eines Tages, als vorn ein Angriff im Gange iſt, wird er im „Schokoladengraben" durch einen ſchweren Splitter am Kopf getroffen und ſinkt um. Er hat eine wichtige Meldung in der Taſche. Die Stafette ſtockt. Ein ganzes Bataillon liegt vorn ohne Handgranaten und iſt verloren, wenn die Meldung nicht ankommt. Der Läufer iſt tödlich getroffen. Der Läufer ſtirbt — ein Maſchinenbauer. Aber im Sterben noch zieht er die Meldung aus der Taſche und hält das kleine Papier feſt in der ausgeſtreckten Hand. Ein Artilleriſt kommt vorbei, ſieht das Papier in der Hand des Toten, rennt zurück, und das Bataillon iſt gerettet.

So kommt der Abend des 19. Juli heran. Die Diviſion gibt einen Befehl durch: „Morgen ſtarker Angriff erwartet." Die Schleswiger wiſſen, was die Uhr geſchlagen hat.

Die Schlacht im Nebel

Somme-Front, Auguſt 1916.

Der 20. Juli brachte den zweiten Generalſturm auf der ganzen Somme-Front.

Die Nacht vorher ſteigerte ſich am Abſchnitt der Schleswiger das Feuer mit unheimlicher Regelmäßigkeit. Um 3 Uhr trat eine Feuerpauſe ein. Um 4 Uhr brach es wieder los. Um 6 Uhr hatte es ſeinen Höhepunkt erreicht. Dichter Nebel lag über der Ebene, als die Sonne aufging. Jeder Mann hockte auf ſeinem Poſten und ſuchte die graue Wand mit ſeinen Blicken zu durchbohren. Um 7 Uhr 20 Minuten wurden die Reſerven bereitgeſtellt. Um 7 Uhr 30 Minuten erfolgte der allgemeine Angriff. An einigen Stellen in dichten Gruppenkolonnen. Anderswo in dünnen Schleiern. Die Franzoſen lärmten und ſangen. Man beobachtete einige Gruppen in braunen Khakiuniformen. Sie

kamen durch die hohen Disteln im Schutze des Nebels bis auf 10 Meter unbemerkt herangekrochen. Unsere Leute standen zum Teil aufrecht und erwarteten den Feind — das Gewehr an der Backe oder noch lieber die Handgranate in der Faust — die deutsche Handgranate, der kein Franzose widerstehen kann (davon ist jeder unserer Handgranatenwerfer fest überzeugt).

Der Kampf an diesem Entscheidungstage spielte sich bei den Schleswigern auf drei Schauplätzen ab. Der rechte Flügel kämpfte im Angesichte von Belloy. Er hatte wegen des starken Nebels Sicherungspatrouillen vorgeschickt. Nachdem sich der Nebel hier etwas verzogen hatte, belegte der Gegner diesen Abschnitt noch einmal über eine Stunde lang mit schweren Minen. Erst 8 Uhr 30 Minuten warf er das Feuer in unseren Rücken. Gleichzeitig brach er flankierend aus dem westlichen Teil von Belloy hervor, ward aber mit einem solchen Handgranatenregen empfangen, daß die Reste seiner Stürmer einzeln zurückkrochen. Unter dem Schutz dieser Flankenoperation sandte er seine Hauptmasse frontal vor. Diese brach ungefähr um 9 Uhr auf 200 Meter Breite in den rechten Flügel ein und erreichte mit ihren Spitzen im Nu den Chausseekörper der Römerstraße. Sofort wurde durch links und rechts angesetzte Gegenangriffe versucht, den eingedrungenen Feind abzuquetschen. Er war jedoch so stark, daß er vielmehr selber einen Angriff in den Rücken unserer vordersten Stellung unternahm. Bis 12 Uhr wogten die Kämpfe hier hin und her. Aber Schritt für Schritt schnürten unsere seitwärts drückenden Kompagnien den Gegner zusammen. Endlich erschien Verstärkung von hinten — mit Hurra begrüßt („ein unvergeßlicher Anblick — wie eine Eisenmauer schob sich die Schützenlinie bis an den vordersten Graben"). 12 Uhr 50 Minuten waren die Franzosen am rechten Flügel hinausgedrängt. Eine abgequetschte Gruppe von 60 Mann wurde gefangengenommen und abgeführt.

Schwerer waren die Kämpfe, die sich an diesem Tage in der Mitte des Abschnittes abspielten — hart nördlich von Berny. Auch hier war die Römerstraße das nächste Ziel des Gegners. In diesem Abschnitt setzte er offenbar, weil es direkt auf Berny ging, seine vorgeschobenen Hauptkräfte ein. Schon gegen 5 Uhr morgens entspannen sich im Nebel kleine Vorpostengefechte. Während der ganzen Morgenstunden streuten hier unsere Maschinengewehre das neblige Gelände ab. Um 6 Uhr 30 Minuten begannen die Minenwerfer westlich von Belloy zu arbeiten, bis 8 Uhr. Eine Viertelstunde später wurde alarmiert. Der Angriff ist erkannt. Im selben Augenblicke wird die ganze Nebelwand lebendig. In dichten Massen fluten die Franzosen über unsere Stellungen hinweg. Während sich der rechte Teil dieses Abschnittes hält, wird der linke durch die Übermacht verschlungen. Um 10 Uhr vormittags ist der Feind hier über die Römerstraße hinweg 300 Meter südlich eingedrungen und hat sich mit Maschinengewehren festgesetzt, die zunächst alle Angriffe unserer Handgranatentrupps

abschlagen. Mit großer Mühe gelingt es den auseinandergerissenen Kompagnien, wieder Fühlung miteinander zu gewinnen.

Unterdessen sind hinten Verstärkungen alarmiert — mit dem Befehl, vom Nordrand Berny aus anzugreifen und den Feind rücksichtslos über die Römerstraße zurückzuwerfen. Unter schwerem Granatfeuer erfolgt ihre Bereitstellung. Da der Feind sie erkennt, belegt er sie mit Wolken von Schrapnellfeuer. Trotzdem rücken die Schleswiger eilig vor, stürzen sich mit Gebrüll und Handgranaten auf den eingedrungenen Gegner und treiben ihn im ersten Schwung bis zur Römerstraße zurück. Es ist 1 Uhr mittags.

Nach einer Pause wird der Stoß wieder aufgenommen. Aber wegen des heftigen französischen Maschinengewehrfeuers vom Chausseekörper her ist das einheitliche Zusammenarbeiten der in drei Kolonnen anrückenden Verstärkungen sehr erschwert. Trotzdem erreichen am rechten Flügel dieses Abschnittes um 2 Uhr 45 Minuten die ersten zehn Mann den alten Graben. Ihnen folgen bald andere, und durch den so verstärkten Druck gelingt es im Laufe des Nachmittags, den Gegner rechts ganz hinauszupressen, so daß bald darauf mit dem rechts anschließenden Bataillon auf dem alten Wege die Verbindung wieder aufgenommen werden kann. Links dagegen hat der Gegner seine Maschinengewehrstellung durch schnell und geschickt aufgeworfene Barrikaden verstärkt, die jede Verbindung mit dem am Chausseetunnel kämpfenden linken Flügel der Schleswiger verhindern.

Hier entspinnen sich nunmehr die hartnäckigsten Handgranatenkämpfe. Der Feind fühlt sich so sicher, daß er bei Eintritt der Dunkelheit selber zu einem neuen Vorstoß übergeht. Dieser Angriff wird aber durch unser sofort gegen ihn geworfenes, gut liegendes Sperrfeuer erstickt. In der Nacht zum 21. Juli erfolgt ein Versuch unserseits, die Barrikadenstellung zu nehmen. Er mißlingt. Die allmählich stark zusammengeschmolzene Kompagnie hält mit übermenschlicher Anstrengung einen neuen Druck des Gegners aus. Endlich, gegen 5 Uhr morgens, wird die Barrikade von der anderen Seite her durchstoßen. Mit Hurra werden die Kameraden empfangen. Das Häuflein ist erlöst. Im Nu befindet sich die ganze Stellung auch im mittleren Abschnitt wieder restlos in unserer Hand — nach 24 stündigen schweren Kämpfen.

Auch der linke Flügel der Schleswiger war am Morgen des 20. Juli eingedrückt worden. Hier lag die feindliche Linie von vornherein am nächsten an der Römerstraße. Schon nach wenigen Minuten war der Gegner im Besitz des Straßentunnels, den er sofort wie die benachbarte Barrikadenstellung mit Maschinengewehren ausbaute. Der Gegenangriff ward hier um 2 Uhr nachmittags befohlen: „Durch Maschinengewehre verstärkte Kräfte dringen vom Nordrand Berny aus durch den Schokoladengraben vor, nehmen den Tunnel, säubern die daran anschließende Sappe und stellen die Verbindung nach rechts her.“ — Unter ungeheuren Schwierigkeiten dringen die Leute durch

den zerschossenen Zugangsgraben vor — immer eingesehen, denn in der Luft werden 16 bis 20 feindliche Flieger gezählt. Erst kurz vor 5 Uhr erreicht man die Tunnelstellung und geht hier in Deckung. Ein französisches Maschinengewehr bestreicht von Zeit zu Zeit das offene Feld, über das hin der Tunnel angegriffen werden muß. Drei Handgranatentrupps werden gebildet, um von links, rechts und frontal den Tunnel zu nehmen. Angesichts der in Aussicht stehenden schweren Verluste, und da der Angriff nur als überraschender Erfolg haben kann, wird von einem sofortigen Sturm abgesehen und der Angriff auf 10 Uhr 30 Minuten abends festgesetzt. — 10 Uhr 30 Minuten abends. Sobald sich die ersten unserer Leute rühren, setzt das französische Maschinengewehrfeuer ein. Aber durch Ablenkung des Feindes auf einen rechts vorgeschobenen Scheinangriff gelingt es 10 Uhr 40 Minuten den drei plötzlich hervorbrechenden Trupps, den Tunnel überraschend zu nehmen. Die mittlere Gruppe durchstößt den Tunnel. Und der Feind zieht sich — Handgranaten werfend — zurück. Dann wird die Sappe genommen. Schon sind 250 Meter unseres alten Grabens nach rechts hin wieder in unserer Hand. Da stockt der Angriff. Die Leute haben ihre Handgranaten verausgabt. Der Feind bemerkt dies sofort, macht einen Gegenangriff und wirft unsere Leute 50 Meter zurück. Schnell wird eine Barrikade gebaut, hinter der man sich eine Zeitlang mühsam verteidigt. Während die einen den Graben halten, beschaffen die anderen Handgranaten. Man findet zunächst 60 bis 70 französische. Ungefähr 100 deutsche werden im Zugangsgraben gesammelt. Eine rechts zurückliegende Kompagnie kann 120 abgeben. Morgens 4 Uhr stehen über 250 Handgranaten zur Verfügung. Sie werden vor der Barrikade aufgestapelt. Um 4 Uhr 30 Minuten erfolgt dann der Angriff. Voran die tüchtigsten Werfer. Dann die übrigen — jeder Mann 8 bis 10 Handgranaten. Die rechts zurückliegende Kompagnie wird herangerufen und bekommt Befehl, falls der Durchstoß gelingt, sofort dicht aufzuschließen. Zehn Minuten später ist die ganze alte Linie gesäubert in unserem Besitz, die Verbindung mit dem linken Flügel des derweil befreiten Mittelabschnittes aufgenommen. Um 4 Uhr 50 Minuten kann Meldung nach hinten gegeben werden: „Die gesamten gestern vom Feinde eroberten Stellungen an der Römerstraße sind wieder in unserer Hand."

Fünf Tage später waren die Schleswiger abgelöst. Die Picardie lag weit hinter ihnen. Die Picardie. Sie dachten nach. Ein böser Traum? Ein Feld der Ehre? So wie sie jetzt die Picardie verließen, so werden sie ganz Frankreich gern verlassen — an jenem Tage — möge ihnen der Himmel diesen Tag bald schenken.

Holsteiner vor Estrée

Somme-Front, August 1916.

Vor Verdun fiel mir neulich eine französische Karte in die Hände, auf der die deutschen Gräben mit den merkwürdigsten Namen belegt waren: „Graben der Frauenschänder", „Graben der Meineidigen", „Graben der Homosexuellen", der „Diebe", der „Wilden", der „Menschenfresser". Das war eine französische Liebenswürdigkeit und hoffentlich eine Ausnahme. Auch der deutsche Soldat liebt kräftige, anschauliche Grabenbezeichnungen. Aber ich habe nie ein trostloses Schimpfwort unter diesen gefunden. Immer hingegen Namen, die an die Heimat erinnern. Und das ist merkwürdig: wenn man heutzutage in eine vielbezogene Stellung kommt, dann läßt sich an den Schichten gewissermaßen dieser Grabenbezeichnungen die ganze Geschichte dieser Stellung ablesen. Da liegen irgendwo Hamburger. Natürlich gibt es eine Hummelbrücke. Aber der braune Bach heißt Bliemchenbach — von Sachsen, die hier im Jahre 1914 lagen. Es gibt eine Bamberger Sappe, einen Bonner Graben, einen Hügel, der nach einem badischen Obersten genannt ist. Von allen Provinzen und Städten unseres Landes, deren Kinder hier gelegen und gelitten haben, erzählen diese Namen. Sobald die Holsteiner vor Estrée einzogen, gab es einen kleinen Holstengraben. Auch dieser Graben wird von ihnen erzählen, so lange deutsche Soldaten zwischen Soyecourt und Belloy auf der Wacht liegen.

Estrée war Anfang Juli von den Franzosen genommen worden. Die Trichterlinie der Holsteiner zog sich dicht unter den Mauern des zerschossenen Dorfes hin, das seiner ganzen Länge nach von der alten Römerstraße durchschnitten wird. Der Stumpf des kleinen Kirchturms von Estrée guckte über die grauen Ruinen in ihre Trichter herüber. Drei, vier hohe Laubbäume ragten heraus. Abseits, links, an dem Wege nach Fay, mitten in unserer Stellung, lag die Dorfschule. Wo dieser Weg die Römerstraße kreuzt, stand damals noch eine hohe Tanne — schlimmen Andenkens, denn aus dieser Richtung kamen die dicksten und meisten französischen Flügelminen (wie Koffer) angewackelt.

Diese 1500 Meter vor Estrée — denn das Dorf ist ein richtiges langes Straßendorf — waren den Holsteinern für 14 Tage anvertraut. In dieser Zeit haben alle Kompagnien mindestens zweimal vorn gelegen. Manche waren schon nach einem Tage abgekämpft. Es war alles schwierig. Zu dem Granaten- und Minenfeuer kam der Wassermangel. Da war ein Brunnen zwischen den beiden ersten Linien. Aus diesem holten sich tagelang Freund und Feind ihr Wasser. Es war, als ob vor diesem Quell der Natur die Feindschaft der Staaten verstummte. Bis der Brunnen eines Tages verschüttet wurde. Das Essen kam kalt nach vorn. Es war unmöglich anders. Wie viele

Eſſenträger haben das Heranbringen ſelbſt des kalten Eſſens mit ihrem Leben bezahlt. Natürlich konnte man nichts kochen. Wo die kleinſte Rauchſäule aufſtieg, ſchlugen die Granaten doppelt hurtig ein. Es war ein Höllendienſt — dies Liegen im Feuer. Und es iſt keine Phraſe, daß viele ſich ſehnten nach jenem Augenblick, wo das Feuer vor ihnen verſtummte und der lebendige, offene Kampf von Menſch zu Menſch begann.

Auch vor Eſtrée wurde am nebeligen 20. Juli hart um die Entſcheidung gerungen. Aber auch hier verging bis zum Tage des zweiten Generalſturms kein Tag ohne Handgranatenkämpfe, ohne im Sperrfeuer erſtickte franzöſiſche Verſuche, ſich aus dem Dorfe herauszuarbeiten. Wenn wieder ein Angriff mißglückt war, rächten ſich die Franzoſen durch wahnſinniges Feuer auf die ganze Stellung. Das nannten die Holſteiner „Wutfeuer". Was für Munition dabei der Gegner verpulverte, ſieht man aus folgendem Beiſpiel. Ein Bataillon erhielt an einem Nachmittag 500 Schuß ſchwerſten und 500 Schuß mittleren und leichten Kalibers. Erfolg: ein Schwerverletzter und ein Leichtverwundeter. Aber manchmal ſchlug es auch hart in unſere Reihen. Da war eine Unglückskompagnie; ſie ward vorn und hinten wie verfolgt vom Feuer, verſchüttet, dezimiert — ein furchtbares Zufallsſchickſal. Und da war ein Schuſter. Er ſaß bei der Arbeit auf ſeinem Bock. Eine Granate kam und fuhr ihm mitten zwiſchen den Knien hindurch in die Erde. Ein Blindgänger. Ihm geſchah gar nichts.

Auch hier gab es Gas und viele Flieger. Flieger ſo zahlreich wie ſchwärmende Maikäfer. Sie kamen auf 500 Meter herunter. Wenn man auf ſie ſchoß, erkannten ſie die Linie unſerrer Stellung und lenkten das Feuer auf ſie. Trotzdem ſchoſſen die Holſteiner eines Tages einen dieſer verhaßten Geier mit dem Gewehre herunter. Da freuten ſich alle. So lag man und litt, ohne viel an ſeinem Schickſal ändern zu können. Man lag und wartete. Auf den Angriff. Auf die Ablöſung. Manchmal kamen ſie. Aber die Kraft ihrer Angriffe imponierte keinem. Sie waren meiſt ſchlapp und verließen ſich ganz auf die Arbeit ihrer Granaten und Minen.

Am Weſteingang des Dorfes, wo der Weg nach Fay kreuzt, lagen die Holſteiner den Franzoſen in einer weit vorgetriebenen Fingerſappe dicht gegenüber. Zum anderen reichten die Franzoſen ſüdlich der Dorfmitte mit einem ſtark ausgebauten „Neſt" in unſere Linie, das ihre Angriffe ſehr erleichterte. Beide Stellen wurden am kritiſchen 20. Juli hart umkämpft. Der Tag begann auch hier mit dickem Nebel, hinter welchem die charakteriſtiſche Silhouette von Eſtrée — Tanne, Kirchturmſtumpf, Baumkronen — völlig verſchwand. Nach ſchwerem Feuer ſchob ſich der Gegner auf der ganzen 1500 Meter langen Linie gegen unſere vorderſte Trichterkette vor. Der rechte Flügel ward reſtlos gehalten. Aber indem er wie eine Mauer ſtand, geriet er in ſchwere Gefahr. Ich habe geſchildert, wie die Schleswiger, die rechts von den

Holsteinern kämpften, am Morgen des 20. Juli auf der ganzen Linie zunächst rückwärts bogen und erst im Laufe des Tages durch heroische Gegenanstrengungen ihr altes Terrain ganz wiedergewannen. Indem ihr linker Flügel überrannt wurde, hing der rechte der Holsteiner zunächst in der Luft. Das gab kritische Stunden. Feuer aus der Flanke. Feuer im Rücken. Zurück oder nicht zurück? Nach rechts hin mußte abgedämmt und abgeriegelt, der Schokoladengraben, der die Grenze darstellte, verteidigt, die Verbindung nach rechts mußte hinten herum gesucht werden. Kritische Stunden. Aber alles ging gut. Am Morgen des 21. Juli schlossen sich die Linien zwischen den beiden wieder nachbarlich und an derselben Stelle wie vorher.

Am Ostausgang von Estrée war die zweite Angriffsstelle. Hier stürmten die „Poilus" mit vollem Gepäck heran — als hätten sie noch eine weite Reise vor — bis Deniecourt, bis Berny, oder gar bis an die Eisenbahnstation nach Misery. Sie kamen aber noch nicht mal bis in die ersten deutschen Trichter. Die Holsteiner empfingen sie zum Teil mit Mützenschwenken und Hurragebrüll. Um 10 Uhr war der Angriff im Feuer der Gewehre und im hellen Krachen der Handgranaten erstorben. Die Minenwerfer aus Estrée begannen ein „Wutfeuer".

Ganz glatt ward 9 Uhr 30 auch der französische Ansturm auf den deutschen Sappenkopf links von Estrée nördlich vom Schulhaus abgeschlagen. Hier beherrschten ein paar deutsche Maschinengewehre unbestritten das Feld. Dagegen hatte sich der Gegner in der Mitte des ganzen Abschnittes aus seinem „Nest" heraus tief in unsere Stellung hineingebissen. Er stand hier bald nach 8 Uhr dicht vor dem Walde von Deniecourt. Am Rande dieses Waldes entspann sich zwischen ihm und unseren Maschinengewehren ein hartnäckiger Kampf im Nebel. Er endete mit der Vertreibung der Franzosen. Im Laufe des Nachmittags konnte gemeldet werden, daß der französische Durchbruch auf Deniecourt vollständig mißglückt, daß die gesamten Stellungen mit 200 Gefangenen, zwei Maschinengewehren und zwei Schützengrabenkanonen in unserer Hand seien. Aber von dieser tapferen Maschinengewehrkompagnie am Waldrand von Deniecourt muß noch kurz die Rede sein.

Maschinengewehre bei Deniecourt

Sommefront, August 1916.

Deniecourt lag den Holsteinern südlich im Rücken — ein Dörflein mit Schloß — im Norden und Westen von Park und Wald umgeben. Dichter Laubwald mit viel Unterholz. Ein zerschossenes Herrenhaus mit schönem Durchblick nach der Front. Alles verlassen.

Die Franzosen haßten diesen Wald. Ihre Flieger kreisten stundenlang über ihm — drunten rührte sich nichts — sie photographierten

ihn, kamen wieder und ließen ihn beſchießen — mit allen Kalibern — vom Feldpuper bis zum 34er — an einem Tage manchmal 4500 Schuß auf die kleine Waldparzelle — ohne Erfolg. Als es heiß ward, warfen ſie Brandgranaten in den Park. Der Park fing Feuer. Aber er verbrannte nicht. In der Durchbruchsſchlacht vom 20. Mai war Deniecourt das Hauptziel des franzöſiſchen Stoßes. „Erreicht Ihr Deniecourt, ſo werdet Ihr abgelöſt," ſagte der General Lebouc am 17. Juli. Heute ſind wir Ende Auguſt. Der Wald iſt, wie die Römerſtraße, in deutſchen Händen.

An jenem Vormittag des 20. Mai waren die Franzoſen aus ihrem „Neſt" in Eſtrée heraus vorgebrochen und rückten langſam rechts der Straße Eſtrée—Deniecourt auf den Wald zu. Der Nebel war ſo dicht, daß auf ſechs Schritt nichts zu ſehen war. Weder Freund noch Feind wußte, was rechts und links vor ſich ging. Das Artilleriefeuer hatte nachgelaſſen. Denn niemand wußte, wie weit die eigene Truppe vor oder zurück war. Ab und zu tackte ein Maſchinengewehr. Es verſtummte wieder. Der Nebel ſtand unbeweglich dick wie eine Mauer.

Unſere Maſchinengewehre waren damals im Nordteile des hier ſtark gelichteten Waldes aufgeſtellt — eingebaut in Poſtenlöcher. Die Poſtenlöcher waren am Abend des 19. durch Gräben flüchtig verbunden worden. Die ganze Nacht hatte ſchweres Feuer auf dem Walde gelegen. Um 2 Uhr wurde ein Maſchinengewehr durch einen 34er verſchüttet, aber unverletzt wieder ausgegraben. Ein Schütze bekam einen Splitter in die Schulter, ein anderer einen in den rechten Schenkel. Beide blieben auf Poſten. Um 4 Uhr revidierte der Kompagnieführer die beſetzten Gewehre. Allgemeines Gefühl: Es kommt etwas. Um 5 Uhr erſchienen vor dem Unterſtand des Kompagnieführers noch einmal die Eſſenträger — im dichteſten Feuer. Zwei Mann von ihnen erboten ſich freiwillig, Kaffee, Brot und eiſerne Rationen nach vorn an die Gewehre zu bringen. Von 6 bis 7 Uhr ſteigerte ſich noch einmal das Feuer. Wieder wird ein Poſten angeſchoſſen, verbunden — und bleibt. Die Gewehre liegen ſchußfertig. Die Poſten äugen angeſtrengt durch die graue Nebelwand.

Gegen 8 Uhr wird die Nebelwand nach links hin gegen den Schulweg zu merkwürdig lebendig. Zwiſchen den Stämmen der Bäume ſchweben Schatten, Geſtalten. Sind es unſere Leute? Aufgepflanzte Gewehre! Torniſter! Nein — das ſind keine Holſteiner. Die Kerle tragen flache Stahlhelme. Das ſind Franzmänner. Feuer! Taktaktaktak... Kugeln ſchlagen ins Holz der Stämme. Ein paar Körper überſchlagen ſich. Die Wand ſteht grau und dicht wie vorher. Die Baumſtämme feſt wie vorher. Nichts rührt ſich.

Der Kompagnieführer ſtellt jetzt das Feuer frei. Nach einigen Minuten — im naſſen Gras zwiſchen den Baumſtämmen rührt ſich etwas. Feuer! Jetzt hebt ſich der Nebel langſam. Die aufgeriſſene Wieſe nördlich des Waldes tritt hervor, wird größer und größer. Plötzlich mitten auf der Wieſe ein Maſchinengewehr — ein ruſſiſches

Maſchinengewehr — wie die Franzoſen es öfter gebrauchen. Es wird auf einem Baumſtumpf in Stellung gebracht. Solche Frechheit! Feuer! Taktaktak... Und die Leute mit dem Gewehr purzeln ſeitwärts. Aber es wird immer unheimlicher. Links, in der Mitte, rechts, immer neue Geſtalten tauchen auf und werfen ſich nieder. Das Gras wird lebendig. Die Gewehre beſtreichen aufs Geratewohl das ganze Gelände. Ein Getacke und Geknatter, als ob ein elektriſcher Bohrer arbeitet.

Plötzlich ein Ruf: „Da ſitzen die Schw... ja im Granattrichter!“ — „Wo?“ — „Hier!“ — 20 Meter vom rechten Gewehr bewegt ſich etwas. Weiter hinten nach rechts iſt es auch nicht geheuer. Während Zugführer S. und die augenblicklich beſchäftigungsloſe Bedienung eines ſchweren Minenwerfers mit Handgranaten vorgehen und den Trichter ſäubern, wird eines der Maſchinengewehre herausgezogen und hinten rechts als Flankenſicherung in einem vorbereiteten Loch eingebaut. Sobald es ſchußfertig liegt, beginnt es unaufhörlich in Richtung Feldweg Eſtrée—Deniecourt zu ſtreuen.

Nun wird es wieder vorn lebendig. Eine ganze Reihe von Löchern ſitzt voll. Franzmann hat die Aufregung rechts benutzt und ein Fuſil mitrailleur in Stellung gebracht. Zwiſchen ihm, unſern Gewehren und den Franzoſen, die unentwegt aus allen Löchern ſchießen, entſpinnt ſich jetzt ein ohrenbetäubendes Geknalle. Wir ſchießen mehrere Schützen ab. Ab und zu purzelt etwas Blaues über einen Trichterrand. Eine halbe Stunde vergeht. Aber es iſt nichts zu machen. Mit dem Maſchinengewehr reichen wir nicht in die Löcher hinein. Immer wieder raſcheln ein paar ſchneidige Kerle näher heran. Ihre Kugeln pfeifen unſeren Leuten um die Ohren. Die Kerle warten vielleicht auf Verſtärkung? Und wollen uns dann an unſere Gewehre? An dieſe blanken deutſchen Maſchinengewehre? Unerhört! Ausgeräuchert ſollen ſie werden. Sofort. Und es werden Handgranatentrupps gebildet — aus der Gewehrbedienung und den Minenwerfern. Handgranaten ſind in Maſſe da, drei Trupps ſind im Nu fertig. Jeder den Gürtel voll gehängt. Alles klar. Eine kleine Pauſe. Noch einmal ein raſendes Streufeuer durch den Wald, über die ganze Wieſe weg. Wieder eine kleine Pauſe. Und dann los auf die Löcher und Trichter.

In ein paar Minuten war die Sache gemacht. Der Wald war geſäubert — der Wieſenrand. Franzmann verſuchte kaum Widerſtand. Die meiſten riſſen über die Wieſe aus. Einige ſchoſſen. Viele hoben ſofort die Hände hoch. 40 Mann wurden nach hinten geſchafft. „Ja, das hätten Sie ſehen müſſen. Wie ſie die Koppel abſchnallten. Und wie ſie dazwiſchen immer wieder die Hände hochhoben. Wie ſie die Gewehre weit von ſich und die Koppel mit einem Schwung zur Erde warfen. Es waren keine Jünglinge mehr. Und ſie konnten einem leid tun. Einer bot Geld an — blanke Doppelfrankſtücke. Aber natürlich gab es auch Schufte darunter. Einer griff beim Abtransport ein

Gewehr von der Erde auf und schoß. Schulze III schlug ihn mit dem Kolben nieder. Ein Unteroffizier von uns mit angeschossener Backe schrie ihm zu: „Marsch nach hinten, Du Sch...!" — „Nix Schw..." — antwortete der Franzose — „ick verstehe Deitsch."

9½ Uhr. Die Maschinengewehre werden jetzt an den Wiesenrand nördlich des Waldes gezogen. Noch sitzt der Feind im linken Teil der Wiesen, wo es nach dem Schulweg geht. Hier wimmeln die Löcher noch von Franzosen. Wieder ein rasendes Feuer über die Löcher hin. Wieder eine Pause. Wieder mit Handgranaten auf das Trichterfeld. Wieder laufen die Franzosen. „Wirklich, sie taten mir leid" — sagt der Kompagnieführer, ein stiller, weicher Mann — „wie sie so liefen, und wie wir in sie hineinschossen. Aber Schneid hatten sie nicht. Es waren so viele. Sie hätten uns paar Mann ja längst in der Tasche haben können — und unsere paar Gewehre auch. Statt dessen verteidigten sie sich kaum. Sie blieben noch nicht einmal in ihren Löchern liegen. Sie sprangen aus den Löchern auf und rannten weg. Hoben die Hände hoch, warfen sich nieder, rannten und wurden getroffen. Es war eine widerliche Jagd. Aber was hatten sie hier in unserer Stellung zu suchen?"

Das war der 20. Juli vor Deniecourt. Ein kleiner Ausschnitt nur. Aber einer von denen, die große Kreise ziehen. Wieviele Franzosen nach Estrée zurückgelangten, weiß man nicht. 200 blieben unverwundet in der Hand der Holsteiner und zwei Maschinengewehre und zwei von diesen neuen französischen Fusils mitrailleur. 40 Franzosen wurden nach links abgedrängt und fielen der Kompagnie in die Hände, die die Sappe am nördlichen Schulweg hielt. Gegen 10 Uhr liefen unsere Linien wieder dicht vor Estrée entlang. Nie ist etwas so mißglückt wie der „Generalsturm" an dieser Stelle. Rechts, die Schleswiger, hatten noch bis zum anderen Morgen zu tun. Dann waren auch sie wieder vorn. Und ihre Linien schlossen sich mit denen der Holsteiner genau an derselben Stelle wie vorher — up ewig ungedeelt.

Das Lob des Einzelnen

Südlich der Somme, August 1916.

„Der Angriff wurde abgewiesen." Vier kalte Worte. Vor jedem Postamt im weiten Deutschen Reich. Kaum beachtet. Ihr fragt zu Hause: „Wer hat den Angriff abgewiesen?" Und sagt: „Die Westarmee." — Ihr kommt ins Große Hauptquartier und fragt. — „Korps X." sagt man im Großen Hauptquartier. — Ihr kommt zum Korps. „Wer hat den Angriff abgewiesen?" — „Die Tapferen der Brigade Z." — Ihr kommt zur Division, zur Brigade, zum Regiment. Wer war es? Wer hat das Hauptverdienst? Auf wen in letzter Linie kam es an? Die Tagebücher werden nachgeschlagen —

von den Regimentern, von den Bataillonen. Die Berichte der Kompagnieführer werden eingefordert. Immer enger wird der Kreis, immer breiter und anſchaulicher die Antworten. Die Kompagnien werden lebendig, die einzelnen Züge und Gruppen. Endlich kommt es heraus — ſchwarz auf weiß: „Dem hervorragenden Heldenmute dieſer beiden einzelnen Männer iſt es zu danken, wenn an dieſem kritiſchen Tage der Gegner trotz der gewaltigen Aufwendung an Munition und des Anſetzens ſtarker Truppenmaſſen keinen Schritt vorwärts kam.“ Da ſind ſie. Sie heißen Peterſen oder Lück oder Thomſen. Manchmal iſt es nur einer — ein Füſilier — ein Feldwebel — ein Leutnant. Immer und überall aber ſind es einzelne Menſchen, an denen auch die rieſengroße Entſcheidung dieſes Krieges der Maſſen hängt.

„Ich wurde am 11. Juli gegen Abend mit Handgranaten zur Verſtärkung der 1. Kompagnie geſchickt. Dort war infolge von Minen- und Artilleriefeuer eine Strecke des Grabens unbeſetzt. Am Grabenrande ſtanden ungefähr 50 Feinde. Herr Oberleutnant H. mit 15 Mann forderte dieſelben auf, ſich zu ergeben. Die erſten hielten die Hände hoch. Aber die anderen warfen mit Handgranaten, ſo daß Oberleutnant H. ſchwer verwundet wurde. Wir warfen darauf ſchnell unſere Handgranaten, und die Feinde fielen alle, bis auf einige, die verwundet gefangen genommen wurden. Wir hielten auch diesmal den Graben gegen die Übermacht.“ (Bericht des Reſerviſten Schw.)

„Unſere Gruppe hatte die Poſten zu ſtellen für ein kleines Stück Graben und die Sappe. Am 15. morgens war das feindliche Feuer auf unſerm Abſchnitt ſtärker als gewöhnlich. Um die Mittagszeit trat noch ſtarkes Minenfeuer hinzu. Mein Kamerad und ich zogen um 3 Uhr nachmitatgs auf Poſten in der Sappe. Jetzt ſetzte das feindliche Feuer mit ſchwerer Artillerie ein. Wir blieben auf Poſten, obwohl wir wußten, daß der Abſchnitt unſeres Zuges geräumt war. Um 5 Uhr ſchlugen die Geſchoſſe immer dichter bei uns ein. Der Weg vom Graben zum Sappenkopf war zum großen Teil eingeebnet. Unſere Ablöſung konnte nicht herankommen. Als mein Kamerad bereits durch einen großen Erdklumpen am Bein eine Prellung erhalten hatte, beſchloſſen wir, uns über den Sappenkopf hinüber dichter an den franzöſiſchen Graben heranzuarbeiten. Die Luft war durch die aufſpritzende Erde und den Qualm faſt undurchſichtig geworden. Wir ſprangen nacheinander über und krochen in dem vor der Sappe liegenden alten Verbindungsgraben weiter. Als wir einigermaßen vor Splitter ſicher waren, machten wir halt und machten uns mit zwei alten Torniſtern Gewehrauflagen. Um unſerer Ablöſung Auskunft über unſeren Verbleib zu geben, ging ich wieder zurück und befeſtigte am Sappenkopf eine Feldpoſtkarte mit der diesbezüglichen Meldung. Gegen 8 Uhr kam unſer Gruppenführer mit einigen Leuten und halfen uns, den Sappenkopf weiter nach vorn zu verlegen.“ (Bericht des Füſiliers Scho.)

„Es war am 19. 7., als wir in Bereitschaft vor B. lagen. Plötzlich der Befehl: heute abend geht es in die erste Stellung. Nun wurde die Dunkelheit erwartet. Der Laufgraben ist bei solch einem dauernden Trommelfeuer nicht mehr zu finden. Also geht es in der Nacht, ausgeschwärmt in Schützenlinien frei übers Feld, vorn in die Stellung. Hier angekommen, geht alles seinen alten Gang. Posten ablösen und das Übrige arbeiten. Die Nacht verlief ruhig, ausgenommen den Lärm der Beschießung von B. Kurz nach 5 Uhr rief mein Feldwebel: „Achtung, Mine!" Und richtig, fing der Feind an, uns mit Minen zu beschießen. Nach der ersten, welche sehr gut gezielt war, folgte eine solche Unmasse dieser furchtbaren Geschosse, daß wir nicht mehr wußten, wohin. Rechts oder links, vorn oder hinten krachte es und war ein undurchsichtiger Qualm. Um 6 Uhr fing der Gegner mit Trommelfeuer auf unsere Stellung an. Nun wußten wir, auf deutsch gesagt, „schwer Bescheid". Denn das war uns allen klar, daß der Franzose heute kam. Und er wurde erwartet. Wohl gelang es ihm, da sich unsere Kompagnie wegen des heftigen Minenfeuers nach links und rechts zusammengezogen hatte und infolgedessen in der Mitte des Abschnittes eine Lücke entstanden war, durch dieses Loch zu brechen. Sofort bekommen wir auf dem rechten Flügel den Befehl: „Der Feind ist durchgebrochen und kommt uns in den Rücken." Hierauf zogen wir uns in die Stellung der rechts an uns grenzenden ... Füsiliere zurück und eröffneten ein heftiges Flankenfeuer, wodurch wir dem Franzmann schauderhafte Verluste beibrachten. Hierauf drang unser Leutnant und Zugführer mit einer Gruppe außergewöhnlich todesmutiger Leute, bewaffnet mit Handgranaten vor, und gewannen wir durch diese Heldentat unsere Stellung binnen kurzem Schritt für Schritt zurück, so daß wir um 9 Uhr vormittags im vollen Besitz unserer Stellung waren. Diejenigen Franzmänner, welche uns im Rücken geblieben waren, wurden von unserer ... Kompagnie, welche ausgeschwärmt trotz des heftigen Sperrfeuers uns über freies Feld zu Hilfe kam, zu Gefangenen gemacht. Mit Hurra wurden diese braven Kameraden von uns empfangen. Nach 9 Uhr wurde es ruhig. Gegen 12 Uhr kam der Befehl, wir werden diese Nacht noch abgelöst, und ist kein Befehl bis jetzt mit größerer Freude aufgenommen und später ausgeführt als dieser." (Bericht des Gefreiten Fr.)

„In der Nacht vom 19. auf den 20. Juli rückten wir zugweise über freies Gelände in die uns angewiesene Stellung ein. Wir kamen dort trotz heftigen Feuers ohne Verluste an. Die Stellung war vom Minenfeuer stark zerstört. Nur der linke Flügel war verschont geblieben. Vor unserer Stellung lag das Dorf Belloy, umgeben von Gärten, aber vollständig zerstört. Kaum hatten wir uns in den Erdlöchern eingenistet und Posten bezogen, so begann der Feind mit schweren Minen zu werfen. Er streute die ganze Stellung ab. Ich stand mit unserm Leutnant P. auf Posten. Hinter uns schlugen die

Minen und Artilleriegeschosse ein. Vor uns war dichter Nebel, und man konnte nichts vom Feinde sehen. Das Artilleriefeuer wurde immer heftiger, und es kam uns zum Bewußtsein, daß ein Angriff erfolgen würde. Endlich, um $9^1/_2$ Uhr, verlegte der Feind sein Feuer nach hinten. Jetzt kam der Befehl „Stellung besetzen“. In drei Sturmwellen kam der Feind auf uns zu. Leider hatte der Feind, durch das hohe Gras und den Nebel begünstigt, ungehindert an eine Stelle eindringen können. Aber durch das unvergleichlich brave Vorgehen zweier Feldwebel wurde der Feind durch Handgranaten wieder hinausgeworfen. Leider fanden beide Feldwebel den Tod dabei.“ (Kampfbericht des Gefreiten H.)

„Am 18. Juli, morgens, war die ... Kompagnie zweimal mit Material nach dem Hohlweg und rückte abends bei Dunkelwerden nach vorn, wo sie die ... Kompagnie in vorderer Linie ablöste. Der 19. Juli diente dem Feinde zur Vorbereitung seines Angriffes. Den ganzen Tag lag stärkstes Artillerie- und Minenfeuer auf unserer Stellung. Während der Nacht zum 20. Juli wurde die nahezu vollständig zerschossene Stellung wieder ausgehoben und ein neuer Graben angelegt. Der Vormittag des 20. Juli zeitigte dichten Nebel. Um 8 Uhr 15 Minuten setzte plötzlich ohne Artillerievorbereitung ein starker Angriff auf der ganzen Front ein. Aus Belloy kam der Feind in Gruppenkolonnen, im übrigen in Wellen. Die Stellung war augenblicklich besetzt, und der Feind wurde durch rasendes Schnellfeuer empfangen. Etwa 20 Sekunden nach Erkennen des Angriffs schon setzte das Artillerie-Sperr-Schnellfeuer ein, das vorzüglich lag. Am rechten Flügel geriet der Feind bis auf 20 Meter, im übrigen auf 50 bis 100 Meter an den Graben heran. Durch das ruhige gezielte Feuer der Leute, die vielfach, um nicht durch die Disteln in der Sicht behindert zu werden, von der Böschung aus stehend freihändig schossen, erlitt der Feind ganz außerordentlich schwere Verluste. Am rechten Flügel hatte die Kompagnie eine Flankierungsanlage, die, von drei Gruppen besetzt, dem Gegner schwere Verluste zufügte. Die vorbildliche Ruhe des Vizefeldwebels D., der mit großem Geschick diese Anlage ausnutzte, hat sich auf alle seine Leute übertragen und wesentlich dazu beigetragen, den Massenangriff zurückzuschlagen. Am linken Flügel wäre der Feind in die nördliche Sappe der stark geschwächten ... Kompagnie eingedrungen, wenn nicht der Unteroffizier H. mit vier Mann rechtzeitig zur Verstärkung herbeigeeilt wäre. Die Gruppe des Unteroffiziers K. mußte den Hauptstoß des aus Belloy in dichten Kolonnen vordringenden Feindes aushalten. Es ist ihr das durch Handgranatenabwehr, die dem Feinde die schwersten Verluste zufügte, glänzend gelungen. Sanitätsgefreiter H. hat nach Abschluß der Kampfhandlung die Deckung verlassen, um einen Schwerverwundeten zu verbinden, wurde jedoch vom Gegner unter Infanteriefeuer genommen und fiel.“ (Bericht des Leutnants und Kompagnieführers S.)

„Nachdem der Feind einen Grabenteil besetzt und mit einem Ma-

ſchinengewehr nach der Flanke geſichert hatte, ſprang Unteroffizier D. allein aus dem Graben, tötete die Bedienung des Maſchinengewehres durch Handgranaten, ſprang über deren Leichen der feindlichen Grabenbeſatzung entgegen und ſchoß ſo viele mit dem Revolver nieder, bis ſich der Reſt von 25 Mann ihm ergab." (Regimentseingabe, um für D. das Eiſerne Kreuz I. Klaſſe zu erhalten.)

Das ſind ein paar einzelne Bilder — genommen aus einem einzigen Regiment — aus einem kleinen Abſchnitt zwiſchen Eſtrée und Belloy — in der kurzen Zeit vom 11. bis 20. Juli. Die Sommefront iſt 50 Kilometer lang. Hunderte von Kompagnien wehren aus Erdlöchern wie bei Belloy den nichtverſiegenden Strom des Gegners ab. Immer neue ziehen in die zerſchoſſenen Stellungen der abgekämpften Regimenter ein. Alle Stämme dieſes Landes — ganz Deutſchland ſteht hinter der Bruſtwehr in der Picardie. Ganz Deutſchland. Und doch — alles — einzelne.

Marſch auf Douaumont

Rechts der Maas, Auguſt 1916.

Wieder vor Verdun. Rechtes Maasufer. Im Lager einer Sanitätskompagnie. Hier kommen wir abends an und ſollen mit einer Frühpatrouille morgen aufs Fort.

Der Appell iſt zu Ende. Zehn Patrouillen ſind von oben angefordert für morgen früh. 40 Mann und 10 Bahren. Die Leute gehen langſam auseinander in ihre Lehmunterſtände, in ihre Zelte, an deren Leinendächern zahlloſe Löcher von den Splittern der Fliegerbomben erzählen. Am Himmel wetterleuchtet es. Aus dem Walde unten klingt Muſik herauf. Dort liegt ein Regiment in Ruhe. Das war vor ein paar Tagen noch in der Hölle von Thiaumont. Jetzt machen ſie Muſik. Sie ſind unergründlich, einige dieſer Menſchen. Neulich traf ich in der Picardie ein Bataillon, das zerſchoſſen aus den ſchwerſten Sommekämpfen kam. Die Leute ſpielten jeden Abend Zirkus.

Die Nacht iſt kurz, aber endlos. Wir liegen auf Krankenbahren und können vor Ratten nicht ſchlafen. Nebenan aus den eingefallenen ehemaligen franzöſiſchen Gräben ſtinkt es ſüßlich nach Leichen. Dann plätſchert der Regen durch das Dach auf uns herab. Die Tür knarrt im Winde. Eine Ratte huſcht über den Erdboden. Durch breite Spalten und Ritzen leuchtet die nächtliche Front herein: Scheinwerfer, Leuchtkugeln, rote Exploſionen. Man liegt mit offenen Augen und friert und denkt: welche Nacht! Und denkt: daß es Männer gibt, die fern von Frau und Kind zwei Jahre lang in ſolchen Löchern hauſen.

Gegen 3 Uhr klopft es. Ein Mann mit Laterne. Der Regen hat aufgehört. Ein faſt warmer Wind ſtreicht über das Feld. Aus Wol-

kenfetzen äugt ab und zu der gelbe Mond. Die Patrouillen stehen schon auf dem Alarmplatz versammelt. Je zwei Mann tragen eine Bahre über die Schulter gehängt. Die andern frei. Ein letztes Wort des Hauptmanns an den Unteroffizier: „Alle Gasmasken in Ordnung?" — „Jawohl!" — Dann setzen wir uns in Bewegung.

So wandern sie jeden Morgen nach vorn, diese Männer von der Sanitätskompagnie. Manchmal 4, manchmal 20 Patrouillen. Immer wie die blutige Ernte des vorhergehenden Tages sie fordert. So wandern sie hier seit neun Wochen. Für sie gibt es keine Ablösung, keine Ruhe. Sie müssen aufrecht wandern unter den Bogen der Granaten, durch die Ketten des Sperrfeuers, denn sie können keine Deckung nehmen, sich nicht hinwerfen — mit der wunden Last, die ihnen anvertraut ist. Auch sie fallen und werden verwundet. Täglich wandern sie „im Totenhemdchen" ab — sagte der Arzt gestern Abend. Und sind doch „nur" Sanitätssoldaten. Ihre Arbeit ist größer als ihre Ehre.

Unter dem nächtlichen Mond schreiten wir kräftig aus — hügelauf, hügelab. In der hellen Nacht wird alles zu Schatten: die kräftigen Gestalten mit den langen Bahren, eine zerschossene Wassermühle in einer engen Schlucht, ein Pferdekadaver mit zum Himmel drohenden Beinen. Alles wird unheimlich, auch der friedlichste Stein am Wege. Alles wird riesengroß — zersplitterte Baumgruppen ragen wie verzweifelte Gebete in die Luft. Auf einem Plateau machen wir eine kurze Pause und blicken links in die endlose, schwarze Woevre-Ebene hinab.

Weiter. Wir stolpern über Drahtverhaue, hinter denen ein Jahr lang die Franzosen hockten. Wir klettern durch Schluchten auf und ab. Zerbrochene Wagen, verbrannte Munitionskästen, Pferdeskelette, zahllose tote Telephonleitungen — alles durcheinander. Wir schleichen durch ehemals befestigte Wälder im Gänsemarsch auf schmalen Pfaden, die unsere Truppen sich im Februar mit Bajonett und Handgranaten mühsam bahnten. Die ersten Granaten schlagen in den Wald. Die Splitter sausen zischend aufwärts durch die Baumkronen. Von diesen Sanitätssoldaten lernt man Feuerruhe. Keiner rührt sich.

Jetzt beginnt der Osten zu grauen. Wieder auf einem Plateau. Die Sterne bleichen. In den Schluchten nebelt es noch. Aus Lehmlöchern kriechen verschlafene Armierungssoldaten. Die Erde entschleiert sich und zeigt ihr pockennarbiges Antlitz — das ganze Plateau ist aufgerissen von zahllosen Trichtern und Löchern, zwischen denen die Spuren der Wagen sich schlängeln. Die Luft wird lebendiger, lauter. Noch streut der Gegner — wie immer des Nachts — ziellos auf alle Wege, in alle Wälder, wo er Truppen oder nächtliches Leben vermutet. Aber sobald es hell wird, schießt er Ziel. Jetzt fahren die meisten Geschosse hoch über uns hinweg aus Gegend Damloup in die westlichen Wälder. Einmal wird im Westen der ganze Himmel rot — für einen kurzen Augenblick.

Bevor es heller Tag iſt, ſollen wir im Fort ſein. Wir beſchleunigen das Tempo. Immer tiefer rücken wir in den Feuerring von Verdun. Wir paſſieren Schluchten, in denen reihweiſe Trichter hart neben Trichter liegt. Das ſind die Sperrlinien, auf die der Feind genau eingeſchoſſen iſt. Sobald ſich vorn irgend etwas Verdächtiges rührt, ſofort ſenkt ſich auf dieſe Linien ein dichter Eiſenvorhang nieder.

Wieder eine Pauſe. Wir hocken gedeckt an einer Wand. Ein Lehrer aus dem Odenwald neben mir. Der war neulich zehn Tage vorn auf Trägerdienſt zwiſchen Fort und erſter Linie. Er erzählt von den Schwierigkeiten des Transportes — vier Mann ſchleppen die beladene Bahre kilometerweit Trichter auf Trichter ab. Natürlich werden ſie beſchoſſen. Manchmal wird der Verwundete, der ſich ſchon gerettet glaubt, noch auf der Bahre erledigt. Einmal zerſchmetterte ein Volltreffer drei Träger tödlich, den letzten ſchwer, und der Verwundete blieb hilflos im Schlamm liegen. „Aber man kann nicht ſagen, daß mit Abſicht auf uns geſchoſſen wird. Auch in den wildeſten Kämpfen hier vorn gibt es immer noch Rückſicht und Geſetz. Neulich wurden wir von Souville aus beſchoſſen — eine lange Patrouille von 24 Mann. Ein Flieger ſenkt ſich dicht auf uns herab. Kurz nachdem er unſer Rotes Kreuz-Fähnlein erkannt hatte, hörte das Schießen auf."

Jetzt teilt uns der Unteroffizier in mehrere Gruppen, die auf verſchiedenen Wegen dem Fort zuſtreben. Wagen kommen uns entgegen. Unheimlich — wenn man neben einem Wagen herläuft, hört man vom Lärm der Räder kein Geſchoß ſich nahen. Mannſchaften, Abgelöſte kreuzen unſern Pfad. Alles grau in grau. Im Halbdunkel kein Grad, keine Waffe zu erkennen. Es könnten Franzoſen ſein. Geſtern hat man zwiſchen dem Fort und unſern Linien wieder einen entſprungenen Gefangenen feſtgenommen.

Die Löcher auf den Wegen werden immer zahlreicher. Wege? Es ſind ausgetretene Pfade, die ihre Richtung nach dem Grade des Schutzes nehmen, den ſie gegen die Geſchoſſe des ſüdlichen Gegners bieten. Man geht nicht mehr, man ſpringt. Wir ſpringen auf der Sohle einer Schlucht, die ſich im Zickzack windet, von einer Seite zur andern. Vor einer Lehmhöhle ſtehen Leute und waſchen ſich aus Pfützen. Sie lachen über uns, wie wir hüpfen. „Süh da — ein Stehkragen!" — höre ich hinter mir herrufen. — Dann wird es heller und heller. Rechts oben tritt ein Wald aus dem Nebel. Ein Wald? Dünne, ragende Zahnſtocher in großen Zwiſchenräumen. — Nun kracht vor uns eine kleine Granate in den Hang. Mit ekelhaft hellem Knall. „Gas!" ruft der Mann vor mir. Unwillkürlich greift alles zu der Trommel, in der die Maske hängt. Aber es iſt ungefährlich. Wir bleiben ſtehen. Eine dünne, blaugraue Wolke mit weißem Rand zieht durch die Schlucht. Wie wir an die Stelle kommen, ſtinkt es nach Schwefelwaſſerſtoff und Chlor.

Jetzt die letzte Schlucht! Die Luft ſingt und röchelt. Es wird noch lebendiger. Träger kommen uns entgegen. Mit leeren Waſſerfäſſern

auf dem Rücken. Andere schleppen Draht, Holz, Petroleum, Säcke voll Brot, Konserven, Post. So springen sie von einem Lehmklumpen zum andern. Jetzt ist es ganz hell geworden. Vor uns liegt ein Berg. Ein grauer Hügel — lehmig, aufgewühlt. Eine ausgezackte Kratersilhouette schließt ihn ab. Das ist Douaumont.

Der ausgetretene Pfad ist schmal. Die Trichter vergrößern sich zu Kratern — Schußlöchern schwerster Kaliber — die auf das Fort gerichtet waren. An den Rändern der Krater springen wir entlang. Manchmal rutscht einer ab. Alles rennt. Immer höher hinauf. Eine Sekunde hält man ein und sieht sich um — kein Baum, kein Trümmerstück, nichts Menschliches, ein graues Feld von Löchern, das sich im Nebel verliert. Weiter. Links eine alte Leiche, ein Bein, ein Stiefel. Frische Handgranaten, Blindgänger, Bänder mit kupfernen Gewehrgeschossen im nassen Dreck. Wieder ein Riesenkrater. Das Loch eines 42 ers. Keuchend stapft alles durch den weichen Lehm. Alle Gesichter sind erhitzt und triefen. Jetzt noch einmal bergauf. „Oben sofort links!" ruft der Mann vor mir. In ein paar Sätzen ist man oben auf dem lehmigen Grat. Man fällt zehn Schritte hinab in einen Trichter, in ein Mauerloch. Man sieht sich um — und steht am Anfang eines langen Ganges. Wir sind im Fort.

In den Kasematten von Douaumont

Rechts der Maas, Ende August 1916.

Schwitzend, ausgepumpt, verstört, so fallen die Leute durch die Eingangslöcher in das Fort. Alle überkommt ein wunderbares Gefühl der Sicherheit — unter diesen dicken Mauern, die auch dem schwersten Kaliber ruhig standhalten. In den wassertriefenden unterirdischen Gängen drängen sie sich mühsam aneinander vorbei. Scheinwerfer mit einem grellen gelben Sonnenlicht erhellen die schlüpfrigen Treppen, auf denen Holzrahmen ausgespannt sind als Halt für die torkelnden Füße. Hie und da brennt eine trübe elektrische Birne. Ein Motor rasselt hinter einem schmutzigen Leinenvorhang. In der Wachtstube wird jedermann notiert, der das Fort verläßt und betritt.

Treppauf — treppab — das große Fort hat mehrere unterirdische Stockwerke — klettern wir durch einen Wirrwarr von Gängen kreuz und quer. Die Temperaturen wechseln. Am heißesten ist es tief unten im Lazarett, wo durch dann und wann abgeblasenen Sauerstoff die Luft erfrischt werden muß. Das Lazarett ist leer. Die Patrouillen, mit denen wir gekommen sind, haben sämtliche Verwundete dieser Nacht abgeholt. Krankenwärter säubern gerade die beiden Räume, deren heiße Luft geschwängert ist von Karbol und Blutgeruch. Ab und zu dringt auf der Wanderung durch einen Riß der Mauer das

blaue Licht des Tages zu uns herab. Ein kalter Windzug fegt durch den Gang. Die Außenmauern zittern, wenn mit kurzem, dumpfem Krach ein Geschoß draußen niederfällt.

Von den vielverschlungenen Gängen kommt man seitwärts in die zahlreichen Kasematten. Die französischen Eisenbetten stehen übereinander noch genau so da wie im Februar. Manche Räume sind leer. Manche voll Gerümpel. In den Ecken lagert französische Munition, Schanzzeug, Bajonette, Drahtscheren, Uniformen. Von einer Wand schimmert eine verkratzte goldene Inschrift, aus der die Worte „gloire" und „drapeau" mit Mühe zu entziffern sind.

In einem der Räume strecken wir uns hin — übermüdet von dem nächtlichen Anmarsch — auf Tragbahren im Hintergrund, wo ein großes Loch in der Mauer durch Sandsäcke verstopft ist. Vorn sitzen um einen Tisch ein paar Pioniere. Im Halbschlaf hören wir sie reden. Es sind Metzer. Sie reden von den „Schangels" und „Pimoks" (Franzosen)... „Ein Schangelflieger ist gestern östlich vom Fort brennend abgestürzt." ... „Ein Träger von uns hat sich verlaufen und ist 2 Kompagnien weit seitwärts gelandet." ... „Zwei andere sind spurlos verschwunden." ... Ein Mann kommt herein. Er hat ein deutsches Maschinengewehr gefunden — ohne Verschluß. Er zeigt das Gewehr herum wie ein Spielzeug. Jedesmal, wenn die Tür aufgeht, hört man die Lichtmaschine draußen surren. Es ist wie tief unten in einem Bergwerk.

Gegen Mittag gibt es Gas-Alarm. Die Franzosen schießen Gas-Granaten vor die Eingänge. Das schwere Gas zieht durch die Löcher ins Fort. Diesmal wird es nichts. Vor ein paar Tagen zog das Gas durch die Gänge bis in die inneren Kasematten. Aber es gab nur drei leichtsinnig Erkrankte. Die Schutzmittelvorschriften sind sehr streng. Keinen Augenblick — und wenn er von einem Raum in den anderen geht — darf der Soldat ohne Gasmaske sein. Nachts haben wir die schützende Trommel neben uns auf dem Bette liegen.

Wir wandern wieder im Fort herum. An der Latrine pumpen Tag und Nacht zwei Männer. Pioniere graben seitlich des Forts eine neue Anlage. Dabei stoßen sie auf ein paar Leichen. — Wir kommen an die gefüllten Wassertanks. Die Franzosen sollen eine Leitung besessen haben, die von Fleury das Wasser heraufpumpte. — In einem der halbzerstörten Türme des Forts steht noch ein gut erhaltenes 15 cm-Geschütz — mit gut funktionierender Drehvorrichtung, Geschoßaufzug und reichem Munitionslager. — Hie und da sieht man Leute an den Mauern schwer arbeiten, bohren, sprengen. Alle Betonmauern sind mit dicken Eisenbändern und Stäben durchzogen — modernste Festungstechnik. Es ist unbegreiflich, wie die Franzosen im Februar dies starke Fort so leichtsinnig konnten fahren lassen.

Jetzt sind alle Gänge und Kasematten gefüllt mit Leuten, die teils nach vorn in die Stellung, teils nach unten wollen. Sie liegen auf den Betten, auf dem blanken nassen Steinboden. Sie sitzen in den

Ecken, leſen Briefe oder eſſen. Nur ſelten macht einer eine befreiende Bemerkung. Die meiſten ſind ſtumm. Viele ſchlafen. Junge Menſchen kommen an, deren Geſichter mit dem kriegeriſchen Stahlhelm faſt knabenhaft wirken. Sie ſehen uns erſtaunt, verglaſt an. Ein junger, ganz junger Leutnant, verdreckt und verſchwitzt, aber mit eleganten braunen Handſchuhen, ſitzt mitten unter ſeinen Leuten am Boden und ſchläft. Ein Hauptmann zwängt ſich über eine Holztreppe. Von ſeiner Bruſt leuchtet der Eiſerne Halbmond, den er ſich an der Spitze ſeiner türkiſchen Kanoniere auf den Dardanellen holte. —

Plötzlich ſtehen wir wieder im Freien — im Tageslicht. Die Augen ſchließen ſich vor der leuchtenden Helle. Mühſam erkennt man aus den Schuttmauern den inneren Hof des Forts — die durchlöcherte Kaſernenmauer, die ſich nur an einer Stelle ſichtbar von der Erde abhebt — die Löcher wie Dachfenſter in einem Strohhauſe — einen angeſchoſſenen Panzerturm wie einen ſchiefen Dachreiter. Das ganze Totenfeld mühevoller künſtlicher Arbeit, an der die Hände und Gehirne Tauſender von Menſchen ſchufen, liegt wieder erſchreckend vor einem. Aber darüber ein reiner blauer Himmel — voll menſchlicher friedlicher Schönheit nach dieſem Dunkel da unten, neben dieſer Zerſtörung ringsum. Aber nein. Jetzt geht das Böllern der Abwehrkanonen los. Am Himmel ſpritzen weiße Wölkchen auf. Maſchinengewehre knattern aus dem Blau herab. Auch im Himmel iſt Krieg.

Weiter. Wir ſtehen an der Südoſtmauer des Forts. Durch verkohlte Baumſtämme hindurch ſehen wir die platte Naſe des Forts Tavannès, die Reſte des Chapitrewaldes und hinter ihm die dunkle Linie der Souvilleſchlucht. Von einer kahlen Höhe links hebt ſich Fort Vaux heraus — ein hoher aufgeſetzter Koffer. Hinter Vaux liegt breit, nach Deutſchland dunſtig ſich verlierend, die Ebene.

Wieder wird es Nacht. Die zweite Nacht im Fort. Wir ſitzen mit dem Führer einer Maſchinengewehrkompagnie und warten auf die Ablöſung. In dem kleinen Raum tickt die Uhr. Bei jedem Einſchlag draußen zittert das elektriſche Licht. Im Gang poltern die Träger vorbei. Man hört ärgerliche Stimmen: „Rechts halten!“ — „Achtung!“ — „Döskopp!“ — Manchmal rutſcht einer aus. Auf der Pritſche an der Wand ſchläft der Leutnant, der heute abend hinausgeht. Auf dem Tiſch liegen alte Zeitungen und Feldpoſtpäckchen. Der Hauptmann geht unruhig auf und ab. Wieviel Verluſte? Alle Gewehre in Ordnung? Wo iſt bloß die Munition geblieben, die ſeit geſtern vorn nirgends angekommen iſt? Ich leſe auf einem Feldpoſtpäckchen den Namen Ellinor. Berlin, Prinzregentenſtraße. Eine Frau. Eine Wohnung. Und hier draußen jeder am Rande des Todes.

Gegen Mitternacht wandert der Leutnant ab. Ein Leutnant? Ein Oberlehrer. Ein Bürger. Verlobt. Er ſchnallt den Stahlhelm feſt. Nach kurzem ſtummen Abſchied iſt er draußen. Man hört ſeine Tritte auf dem Gang hallen. Dann alles ſtill. Langſam fließt die Nacht.

Ab und zu haut es neben uns draußen nieder. Vielleicht ist der Oberlehrer jetzt schon getroffen.

Gegen zwei Uhr draußen auf dem Gange Lärm. Der abgelöste Maschinengewehrzug trifft ein. Ein junger Unteroffizier von kaum 20 Jahren meldet ihn. Die Leute dampfen und triefen — bis an die Hüften voll von gelbem Dreck. Einige halten sich in der stickigen Luft kaum auf den Beinen. Die Leute sind überdurstig. Sie lehnen an der feuchten Wand und schließen die Augen. Aber wie der Hauptmann kommt, stehen sie plötzlich stramm wie zur Parade. Der Hauptmann redet zu ihnen — dankbar, gütig. Er weist auf die zwölf Tage Ruhe hin, die nun kommen, weit weg unten im Waldlager. Er verteilt einige Kreuze. Aber die meisten der Leute sind so erschöpft, daß sie wie abwesend vor sich hinstarren. Dann treten sie weg. Sie verteilen sich auf ein paar Kasematten. Sie vergessen Durst und Hunger und fallen hin, wo sie stehen. Nur schlafen, schlafen.

Dann kommt ihr Zugführer, der Leutnant. Ein Leutnant? Ein Postassistent. Ein Bürger. Aus Metz. Zart gebaut, jung, Antialkoholiker. Der Hauptmann holt ihn an den Tisch. Rührend bedient er ihn mit allem, was er will. Aber auch er rührt kaum an die Speisen. Er ist noch voll von den Bildern und Geräuschen da draußen. Aufgeregt, nervös erzählt er von den vier Tagen in der Lehmkuhle, die sie barg — mühsam gedeckt gegen kleine Steinsplitter durch eine lächerliche Zeltbahn. Er entschuldigt sich, daß er nicht gewaschen ist. Aber sie haben bis eben im Lehm gegraben. Die Ablösung ging gut. Der Oberlehrer ist heil angekommen. Dann wird er plötzlich still — müde — und fällt zusammen. Nach kurzer Zeit hört man von der Pritsche her seine tiefen Atemzüge.

Alles schläft jetzt im Fort. Bis auf die Wachen, die auf und ab gehen. Die draußen an den Eingängen hocken. Bis auf die Beobachtungsposten, die jede Leuchtkugel und jedes Mündungsfeuer genau notieren. Bis auf die Leute am Telephon, das unaufhörlich quäkt. Bis auf die Tausende da vorn, die zwischen Tod und Leben an Schlaf nicht denken mögen.

Wandernde Erde

Rechts der Maas, August 1916.

Auf Douaumont. Morgens früh. Es nebelt noch immer, und der Feind streut die Umgegend des Forts ab. Wir kriechen auf allen vieren durch ein Schußloch der westlichen Mauer ins Freie. Aus wild übereinander getürmten dicken Betonblöcken ragen Hunderte von geknickten verbogenen Eisenbändern wie tote Zweige hervor. Wir sehen keine 500 Meter weit. Der Nebel zieht über eine graue Kraterlandschaft. Kein Vogel. Kein Mensch. Kein Grashalm. Nichts Leben-

diges. Eine tote Mondlandſchaft. Kein Laut als ab und zu das Heulen in der Luft, ein Krach. Aber auch die Geräuſche erſterben — im Nebel.

Wir kriechen an der Mauer entlang. — An der Mauer? An dem Wall von Erde, Schutt und Blöcken — wo einſt eine Mauer ſtand. Nun liegt der halbe Rücken von Thiaumont bis an die Nebelwand zu unſeren Füßen. Ein zerfleiſchter, brauner, toter Lehmrücken — voll von Löchern und Rändern. Auf dieſem Rücken ſtürmten Ende Mai die Franzoſen noch einmal heran — ans Fort, ins Fort. Es war der Tag, an dem abends ganz Paris jauchzte. Aber über dieſen Rücken jagten wenig ſpäter unſere Bayern ſie wieder hinweg in unvergleichlichem Schwung bis weit hinter Fleury, bis in die Kaſematten von Souville.

Wir liegen auf dem Bauch hinter einem Block in Deckung. Neben uns ragt aus der lehmigen Erde ein halbbegrabener Helm auf — ein durchlöcherter deutſcher Stahlhelm. Jetzt wird es auf dem Rücken lebendig. 5, 8, 10 dunkle Punkte klettern über einen Rand, verſchwinden in einem Loch und erſcheinen wieder. Sie kommen näher. Es ſind Träger. Sie haben Rucksäcke auf dem Buckel. Immer ſchneller klettern, ſpringen ſie, von Loch zu Loch. Sie klettern mit Stöcken — wie Gebirgstouriſten. Jetzt rennen ſie an uns vorbei und verſchwinden in einem der dunklen Löcher, die in den Bauch der Feſtung führen.

Wieder wird es ſtill. Leichenſtill. Ein dünner grauer Nebelfetzen zieht über das Lavafeld. Sind wir hier auf einem 300 Meter hohen Feſtungshügel im Herzen von Europa? Nein. Wir ſind auf dem Gipfel eines ausgebrannten Kraters. Wir liegen vor einer elenden Hochgebirgshütte. Dieſer Tod um uns herum — dieſe grauenvolle Öde — hier wohnten niemals Menſchen. Dies iſt das Lavafeld des Kilimandſcharo — dicht unter den Wolken, wo kein Vogel ſingt — der Menſch ſchwer atmet — „das Maultier ſucht im Nebel ſeinen Weg".

Plötzlich liegen ein paar graue Pioniere neben uns. Sie ſind dem Dunkel der Kaſematten entflohen und ſchöpfen Luft. Einer iſt die letzte Nacht von Thiaumont zurückgekommen — aus dem zerſchoſſenen Werk auf der Mitte jenes zerfleiſchten Rückens — jetzt noch vom Nebel verhüllt. Er erzählt von zwei ſeltſamen Toten. Die ſtehen ſeit einigen Tagen friedlich angelehnt an die Fortmauer im Süden, die Stirn gegen den erhobenen Arm geſenkt — vom Gas überraſcht. Heute nachmittag werden ſie begraben. — Dann erſcheinen drei Feldprediger, zwei Pfarrer und ein Rabbiner. Sie haben eben Gottesdienſt abgehalten im Fort unten — in waſſertriefenden, dunklen, kleinen Kaſemattenlöchern, wo alte franzöſiſche Munition neben leeren Benzinfäſſern und altem Gerümpel lagert. Sie wollen heute mittag im Schutze ihres Roten-Kreuz-Fähnleins wieder nach unten wandern. Ich ſitze neben dem Proteſtanten und wir reden über ſeinen Beruf. „Ja, es iſt ſchwer" — ſagt er. — Wir reden von der Heimat, von Teuerung und Frieden. Und plötzlich von Politik. Der Pfarrer amtiert

im Königreich Stumm. Unter Granatenbogen, im Nebel, am Rande des Totenackers von Verdun reden wir über das neue, das ganz neue Deutschland des Friedens.

Am Nachmittage ist die Sonne heraus. Jetzt liegt auf dem Fort und seinen Eingängen, seinen Mauerstümpfen, den Resten seiner Panzertürme unaufhörliches Feuer. In den untersten Kasematten hört man nur den dumpfen Hall. An den Schußlöchern der Mauer schmeißt einen der Luftdruck um. Vor den Eingängen verdrängt ein neuer Trichter den andern.

Wir hocken in einem zerfetzten Turm und betrachten durch einen dünnen Spalt das nahe Kampffeld. An der Wand des engen Raumes gibt eine verblichene französische Zeichnung rot und grün die Silhouette des Schießfeldes an. Einmal schlägt ein dickes Kaliber neben dem Turm ein und spritzt Dreck und Steine durch den Spalt auf unsere Karten. Es ist dieselbe Richtung, in der wir heute morgen von draußen sahen. Aber der Nebel ist verflogen, und weiter, klarer, schauerlicher breitet sich die tote Kraterlandschaft vor unsern Augen aus. Da liegt Thiaumont — das ehemalige Zwischenwerk — ein buckliger Grind, mit einem dunklen Eingangsloch. Um diesen Grind haben Tausende von Männern wochenlang hin und her gekämpft. Hunderte sind gefallen. Alles ist hier verbrannt, zerstampft, aufgepflügt, eine geronnene braune Erdsuppe.

Zwischen hier und Thiaumont lag einst eine glänzende Reihe permanenter Batterien. Wieviele Telegramme sind über diese permanente Befestigungsreihe in die Welt geflattert. Nichts ist mehr da von ihr. Und die große Doppelbatterie A, südlich von Thiaumont! Auf den letzten Fliegerphotographien habe ich mit Mühe ihre Umrisse noch erkannt. Heute ist nichts zu sehen von ihr. Heute ziehen unsere Trichter quer durch die ehemalige Batterie.

Senkrecht auf dieser kahlen, ausgebrannten Thiaumont-Höhe steht nach Südosten der Fleury-Rücken — beide zusammen ein Pilz mit Stengel und breitem Dach. Als wir das Dach in unsern Händen hatten, schoben wir uns auf dem Stiel des Pilzes entlang, dem Fleury-Rücken, an dem unvergeßlichen 23. Juni, als deutsche Jäger aus allen Gauen über Fleury und die Sainte-Fine-Capelle hinaus bis in das Fort von Souville und den Wald von Saint Michel rannten. Wo läuft heute unsere Linie? Niemand kann es genau sagen. Wir stehen dicht davor und können es nicht sehen. Wie oft haben wir hier im Westen den Zug unserer Gräben von weitem beschrieben, die weißen Sandsackpackungen, die Drahtverhaue, den Zickzacklauf der Sappen und Flankierungsgräben. Hier sehen wir nichts als Löcher und abermals Löcher. Zwischen ihnen spritzen hohe Garben auf. Sind es deutsche oder französische Geschosse? Wir wissen nichts und die Leute neben uns auch nichts. Wie oft kommt es vor — hüben und drüben — daß die Leute auf dem Wege zur Stellung sich im Wirrwarr der ewig gleichen Löcher verlieren und plötzlich beim Gegner landen!

Ein breiter weißer Strich leuchtet auf dem braunen Fleury-Rücken. Das ist Dorf Fleury. Dorf? Die Krater- und Erdfontänen sind hier weiß. Das nennt man Fleury. Fleury ist heute französisch. Also sitzen unsere Leute diesseits der weißen Erdwunde. Jenseits fällt der Rücken in ein paar steilen Schluchten hinab ins Maastal. Diese Schluchten, durch die der Franzose seine ganze Zufuhr und Verstärkung gegen uns heraufführt, liegen Tag und Nacht unter deutschem Feuer. Dicker Rauch schwelt aus der brennenden Weinberg-Schlucht.

Wenn der Rauch auf dem Thiaumont-Rücken für einen Augenblick verzieht, liegt das Kraterfeld in der hellen Sonne mit seinen weißen Steinsplittern blinkend da. Einmal sah ich im Scherenfernrohr wieder Männer kriechen von Loch zu Loch. Wieder von diesen unbekannten Trägern, den Arbeitssoldaten, die Tag und Nacht (vielleicht schlimmer als die vorn im Trichter liegenden fechtenden Kameraden) zwischen Front und Fort im Feuer des Gegners hin und her wandern. Oder es waren Läufer, Nachrichtenbringer, Schnelläufer, wie auch der Franzose sie seit langem gebraucht. Denn vom Fort ab nach vorn hört jede Telephonstrippe auf.

Und noch etwas sah man. Am Fleury-Rücken entlang zog sich im Frieden eine Kleinbahn, die aus der Schlucht von Vaux herauf über die Fleury-Höhe nach Verdun hinüberführte. Eine Bahn für die Bauern der nördlichen Woevre-Ebene, eine Kreisbahn, die hier am Berge kletternd zwischen den grünen Waldhängen von Caillette und Chapitre ihre malerischste Strecke hatte. Die Bahn ist wegrasiert. Aber um die noch nicht völlig eingeebneten Reste des Bahnkörpers werden harte Kämpfe geführt. Von diesem Bahndamm ragten ein paar zerschossene Schienen krumm, aufgerissen, hoch in den Horizont — ein verzweifelter Schrei aus den Tagen einstiger friedlicher Arbeit.

Dies ist das Trümmerfeld der letzten Höhen vor Verdun. Es ist umkränzt von verbrannten Wäldern. Ein Meer von Lehm und Stein. Erstarrt und doch lebendig. Denn diese ganze Erde wandert. Jeden Morgen sind ihre Wege neu. Die Trichter werden zugeschüttet, neue geschlagen. Die Trichter wandern. Die Blöcke wandern. Auch die Toten haben keine Ruhe. „Il est remort" — sagen die Landleute, wenn ein Toter aus seinem Grabe aufgeschüttet wird. „Er stirbt zum zweiten Male."

Von Dr. Adolf Köſter erſchien gleichzeitig mit dieſem Buche
im Verlag von Albert Langen

Die Sturmſchar Falkenhayns

Kriegsberichte aus Siebenbürgen und Rumänien

Umſchlagzeichnung von Carl Arnold

Preis geheftet 1,50 Mark, gebunden 2 Mark

Früher erſchienen

Mit den Bulgaren

Kriegsberichte aus Serbien und Mazedonien

Umſchlagzeichnung von Carl Arnold

2. Auflage. Preis geheftet 1,50 Mark, gebunden 2 Mark

Die Poſt, Berlin: Aus dem wundervoll lebendig gezeichneten Berichten ſpricht nicht ſo ſehr der Kriegsteilnehmer, als vielmehr der Geſchichtsforſcher und Dichter. Köſter behält ſich den einzelnen Ereigniſſen gegenüber eine ſelbſtändige Stellung vor. Seine Perſönlichkeit verarbeitet die Eindrücke erſt, um ſie dann in eigener Prägung wiederzugeben. So ſehen wir mehr als das tiefinnere Weſen der Begebniſſe. Wir nehmen innerlich Anteil und erleben den Gang der geſchichtlichen Bedeutſamkeiten tatſächlich. Seine Schilderungen ſind nicht Erzählungen von dieſen oder jenen Vorfällen, ſondern Bilder aus ihnen. Sie entkeimen den Geſchehniſſen. Sind alſo von deren Herzblut durchpulſt. So beſitzen ſie höchſte Eindruckskraft. Jedem Teilnehmer an dem Feldzug in dieſem Teil Europas werden Köſters Berichte ein unſchätzbares Gut bedeuten.

Zeitung der 10. Armee, Wilna: Adolf Köſter, deſſen Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier „Die ſtille Schlacht" und deſſen Kriegsnovellen „Brennendes Blut" und „Der Tod in Flandern" ſich weit über die Tiefen des patriotiſch verputzten Kitſches erheben, legt Kriegsberichte aus Serbien und Mazedonien vor, die vom 18. Oktober 1915 bis April 1916 reichen. Es iſt wohl ein uneingeſchränktes Lob und ein vollgültiger Beweis für die Tüchtigkeit von Kriegsberichten, wenn man ſie im dritten Kriegsjahr, nachdem man ſelbſt in verſchiedenen Fronten in Feuerſtellung gelegen hat, nachdem man ſo manche Kriegsberichte hat leſen müſſen, noch mit voller Aufmerkſamkeit von Seite zu Seite lieſt ... Ein elaſtiſcher, Eindrücke auffaugender Geiſt mit reichem, umfaſſenden Wiſſen und ſchneller, geſchickter Verknüpfungs- und Einreihungsfähigkeit war dazu nötig, ein ſolches Buch zu ſchaffen, das auch nach dem Kriege ein grundlegendes Werk für die Kriegsberichte und Berichterſtattung des bulgariſchen Teils dieſes Weltkrieges bleiben wird.

Die stille Schlacht

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier

Umschlagzeichnung von Carl Arnold

Preis geheftet 1,50 Mark, gebunden 2 Mark

Frankfurter Zeitung: Die bange Frage beim Erscheinen jedes neuen Kriegsbuches: „Habe ich's nicht schon zehnmal gelesen, kann es mir noch etwas bieten?" darf hier getrost mit dem Hinweis auf die Verschiedenheit der mechanischen Wiedergabe im Lichtbild und der seelischen Wiedererschaffung im Bilde beantwortet werden. Wie wir im guten Bilde Berg und Tal, Wald und Ackerbreite immer wieder mit Freude und Bereicherung beschauen können, so auch in diesen Kriegsbildern unser Männervolk draußen, wie es liebt und leidet, wie es kämpft und ruht. Der Genuß ist ein ungetrübter, denn der Verfasser geht in seinem Werke auf und die Schilderung sitzt am Gegenstand, wie das gute Kleid an der schönen Frau ... Die Zurückhaltung des Verfassers gegenüber dem Schaurigen ist äußerst wohltuend, sein Mitempfinden ist immer männlich gefaßt, und doch fühlen wir, wie ein meisterhaft geführter Bogen über die straffen Saiten unserer Seele streicht.

In der Sammlung von Langens Kriegsbüchern erschienen

Der Tod in Flandern

Novellen

7. Auflage. Geheftet 1 Mark, gebunden 1,25 Mark

Vossische Zeitung: Frische, nachdenkliche Geschichten, oft an seinen Roman von der „bangen Nacht" erinnernd; zuweilen bleibt er an der Oberfläche, zuweilen klingt Tieferes auf oder wenigstens das Suchen nach der Tiefe. Die Aktuellität drängt sich nicht vor, sie gibt nur den Rahmen; so liest man die Erzählungen von den vier Primanern oder die hübsche Skizze von dem jungen Feldprediger mit ähnlichem Anteil, wie etwa gut geschriebene Feldpostbriefe. Das Gegenständliche ist hier zum Rang des Tatsächlichen erhoben.

Brennendes Blut

Novellen

5. Auflage. Geheftet 1 Mark, gebunden 1,25 Mark

Berliner Tageblatt: Adolf Kösters Geist spiegelt die erschütterte Welt nicht so sehr in der Einzelseele, als in der Allgemeinheit. Er sieht und erkennt, daß die Welt von ewig ehernen Gesetzen regiert wird, die solche gewaltigen Zusammenbrüche und Katastrophen unausbleiblich mit sich bringen. Ein Künstler, der sich, trotzdem oder besser weil er den Krieg selbst miterlebt hat, so sehr über das äußere Ereignis zu erheben vermag, der sich durch seine glühende Vaterlandsliebe das objektive Urteil nicht verwirren läßt, verdient ganz besondere Hervorhebung in unseren aufgewühlten Tagen.

Adolf Köster

Die bange Nacht

Roman

2. Auflage. Geheftet 4,50 Mark, gebunden 6,50 Mark

Tägliche Rundschau, Berlin: Selten lebte bisher in einem Roman soviel Bewußtsein von der Durchseeltheit des Alls, selten soviel Gefühl für das, was das Wesen unserer Zeit ausmacht, wie in diesem Buche. Es ist, als ob das Beste, was eine junge Generation bewegt, hier seinen Brennpunkt gefunden habe. Und, was man sonst bei den Jüngeren selten findet, besitzt Köster: einen Humor, der aus der Tiefe deutschen Gemütslebens kommt und an das beste Schaffen Wilhelm Raabes erinnert. Das Schönste an Kösters Roman scheint mir die besondere Art seines Optimismus zu sein. Das ist kein Optimismus der Art, der mit Scheuklappen einhergeht und nur sieht, was in seinen Kram paßt, sondern der Optimismus eines, der sich mit Tod und Teufel herumgeschlagen, allen Unrat des Lebens gesehen hat, in alle Tiefen und Zweifel hat eindringen, alle Wirrnisse und Bitterkeiten hat kosten müssen, und der aus der Kraft und Gesundheit seines Wesens heraus doch schließlich und endlich Sieger geblieben ist. Man denkt an Steens Landsmann Lillencron und seinen Schlachtruf „Hurra, das Leben!"

Preußische Jahrbücher, Berlin: Es ist ein ausgereiftes, tiefinnerliches Buch . . . „Die bange Nacht" ist der symbolische Titel, den der Verfasser der Entwicklungsgeschichte eines jungen Menschen gibt: Jahre des Übergangs, des Gärens und der Krisen . . . Zwischendurch sind geschickt eingestreut Landschafts- und Naturbilder, die, gleichviel ob sie nun von leuchtender Farbenbracht oder nur dämmeriges Nebelgrau sind, klangvoll mit der eigentlichen Handlung zusammenstimmen und zu kunstvoller Einheit verschmelzen.

Adolf Köster

Die zehn Schornsteine

Novellen

Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine

2. Auflage. Geheftet 3,50 Mark, gebunden 5,50 Mark

Neue Freie Presse, Wien: Diese Erzählungen hat ein Mensch geschrieben, der aus irgend welchen zwingenden äußeren Umständen ein verinnerlichtes und grübelndes Dasein führen mußte und der sich dabei mit allen Sinnen in die robuste Wirklichkeit hinaussehnte. Ein Mensch, der auf die leisen Untertöne horcht, vor dessen Augen sich das Unbelebte beseelt, der am hellen Tag Gesichte hat, ein empfindlicher Mensch, auf den auch das scheinbar Gewöhnliche und Nüchterne merkwürdig wirkt.

Neue Hamburger Zeitung: Der erste Band eines neuen Mannes, aber erstaunlich in seiner Reife und von so starken Vorzügen, daß eine ganze Reihe altbekannter Namen davor erblaßt. Dieses Buch anzuzeigen ist eine Freude, wie sie einem im Laufe eines Jahres nicht oft blüht . . .

Verlag von Albert Langen in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

89100115203

b89100115203a

89100115203

B89100115203A